Diderot, Denis, 1713-1784

Jakob und sein Herr aus Diderots ungedrucktem Nachlasse

Berlin 1792

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11257222-4
VD18 1544547X-001

Jakob und sein Herr

aus

Diderots ungedrucktem Nachlasse.

Zweiter Theil.

Berlin.
Bei Johann Friedrich Unger.
1792.

Wirthin.

Die Mutter und Frau von Pommeraye sahen es kommen, daß der Mann Gottes über kurz oder lang seinem Beichtkinde ein Liebesbriefchen zustecken würde; und es geschah, was sie geahndet hatten. Doch verfuhr er dabey mit großer Behutsamkeit. Er sagte, es sey ihm nicht bekannt, woher der Brief komme; er glaube aber, er müsse von irgend einer mitleidigen und gutthätigen Seele herrühren, die vielleicht ihre Noth erfahren hätte, und ihr Beistand anböte; dergleichen Aufträge hätte er schon mehrere gehabt. Uebrigens, Mademoiselle,

fuhr er fort, sind Sie ein ehrbares Mädchen; Ihre Frau Mutter ist auch eine vorsichtige Matrone, und ich fodere ausdrücklich von Ihnen, daß Sie den Brief nicht anders, als in Ihrem Beiseyn, erbrechen. Mamsell Duquenoi nahm den Brief, und brachte ihn der Alten, die ihn sogleich der Frau von Pommeraye schickte. Sobald letztere diesen Belag in Händen hatte, ließ sie den Beichtvater kommen, wusch ihm tüchtig den Kopf, wie er es verdiente, und drohte, ihn bei seinen Obern zu verklagen, wenn er je wieder so einen Streich spielte. In diesem Briefchen hatte sich der Marquis in dem Lobe seiner eigenen Person und in dem Lobe der Demoiselle Duquenoi ergossen. Er schilderte ihr den Ungestüm seiner Leidenschaft mit den lebendigsten Farben, und that ihr etwas starke Anträ-

ge; er schlug ihr sogar eine Entführung vor.

Als Frau von Pommeraye dem Beichtvater den Text gelesen hatte, ließ sie auch den Marquis zu sich rufen, und stellte ihm vor, wie sehr sein Betragen eines Mannes von Ehre unwürdig wäre, und wie sehr er ihre eigne Ehre dabey auf's Spiel gesetzt hätte. Sie zeigte ihm seinen Brief, und betheuerte, daß sie trotz der zärtlichen Freundschaft, die sie noch für ihn hege, nicht umhin könne, den Brief entweder der Obrigkeit, oder der alten Mutter zu denuntiiren, sobald ihrer Tochter das geringste widerfahren sollte. Marquis, fuhr sie fort, die Liebe macht Sie zu einem schlechten Mann. Sie müssen von Natur recht bösartig seyn, da dasjenige, was andere Leute zu großen Handlungen begeistert, bey Ihnen nur nie-

drige und entehrende Absichten erregt. Was haben diese armen Frauenzimmer Ihnen gethan, daß Sie ihr Unglück noch durch Schimpf und Schande vermehren wollen? Weil das Mädchen schön ist und tugendhaft bleiben will, so werfen Sie Sich zu ihrem Verfolger auf? Wollten Sie Ursache seyn, daß sie einem der schönsten Geschenke des Himmels fluchen müßte? Und womit habe ich es verdient, ich, zu Ihrer Mitschuldigen gebrandmarkt zu werden? Undankbarer Mann! Fallen Sie vor mir nieder, bitten Sie mich um Vergebung, und geloben Sie mir heilig, meine unglücklichen Freundinnen in Ruhe zu lassen. — — Der Marquis versprach, ohne ihr Vorwissen keinen Schritt weiter zu thun. Aber, setzte er hinzu, das Mädchen muß mein werden, es mag kosten, was es will.

Der Marquis hielt nichts weniger, als Wort. Da die Mutter einmal darum wußte, so glaubte er, sich geradezu an sie wenden zu können. Er gestand das Sträfliche seines ersten Plans ein, bot eine ansehnliche Summe, spiegelte etwas von Hoffnungen vor, welche mit der Zeit reifen könnten, und begleitete seinen Brief mit einem kostbaren Juwelen-Schmuck.

Die drey Damen hielten Rath. Mutter und Tochter stimmten für die Annahme; aber das paßte nicht in den Plan der Frau von Pommeraye. Sie erinnerte die Aismons an die ersten Artikel ihres Vertrags, und drohete ihnen sogar, alles zu verrathen, wenn sie ihr nicht blindlings gehorchten. Zum großen Leidwesen der beiden verstellten Betschwestern mußte also die junge Duquenoi die Ohrringe,

welche sie so prächtig kleideten, wieder ausmachen und Brief und Schmuck mit einer Antwort zurückschicken, aus welcher der ganze Stolz beleidigter Tugend sprach.

Frau von Pommeraye hielt dem Marquis seine Wortbrüchigkeit auf das bitterste vor. Dieser entschuldigte sich, daß er sich nicht hätte unterstehen wollen, der Marquise eine so erniedrigende Commission zuzumuthen.

Marquis, Marquis, sagte Frau von Pommeraye, ich habe Sie schon einmal gewarnt, und ich wiederhole Ihnen die Warnung. Sie sind weit von dem Ziele, wonach Sie streben; aber es ist jetzt nicht mehr Zeit, Ihnen vorzupredigen! Es wären verlorne Worte; für Sie ist nun keine Rettung mehr. — — Der

Marquis gestand, er selbst fühle dies, und bat sie nur um die Erlaubniß, noch einen letzten Versuch wagen zu dürfen. Er wollte nehmlich beiden Frauenzimmern eine beträchtliche Leibrente versichern, ihnen die Hälfte seines ganzen Vermögens geben, und ihnen, so lange sie lebten, eins von seinen Häusern zu Paris und ein anderes auf dem Lande, als eigenthümlich einräumen. — — Thun Sie das, antwortete die Marquise; ich verbiete Ihnen nichts weiter, als Gewalt zu brauchen. Aber glauben Sie mir, Freund: wahre Ehre und wahre Tugend lassen sich nicht mit Geld aufwiegen, und wer so glücklich ist, sie zu besitzen, schätzt sie höher, als allen Reichthum der Welt. Ihr neues Gebot wird kein besseres Glück machen, als ihre vorigen Anerbietungen; ich kenne diese Damen

zu gut, und wollte wohl eine Wette darauf eingehen.

Der Marquis brachte seinen neuen Antrag bei der Behörde an, und dies veranlaßte einen neuen geheimen Rath der drey Verschwornen. Mutter und Tochter erwarteten in bangem Schweigen den Ausspruch der Frau von Pommeraye. Diese ging einige Minuten im Saal auf und ab, ohne ein Wort zu sprechen. — Nein, nein, rief sie endlich; das ist meinem gekränkten Herzen noch viel zu wenig! — — Und sogleich that sie den unwiderruflichen Ausspruch, der Vorschlag sollte nicht angenommen werden. Die beiden Frauenzimmer zerflossen in Thränen; sie warfen sich ihr zu Füßen, und stellten ihr vor, wie hart es für sie sey, ein so großes Glück von sich stoßen zu müssen, da sie doch ohne die

mindeste Gefahr zugreifen könnten. Frau von Pommeraye gab ihnen ganz trocken zur Antwort: bildet ihr euch etwa ein, daß alles, was ich zeither that, euch zu Liebe geschehen ist? Wer seyd ihr? und was bin ich euch für Verpflichtungen schuldig? was hält mich ab, euch beide wieder in eure vorige Lage zu versetzen? Ich glaube gern, daß, was euch angeboten wird, für euch viel zu viel ist; aber für mich ist es zu wenig. Madame, setzen Sie Sich. Schreiben Sie hier die Antwort, und zwar wörtlich, wie ich sie Ihnen diktiren werde. Dann schicken Sie das Billet auf der Stelle, und vor meinen Augen, an den Marquis!

Jakob.

Die Frau hat den Teufel im Leibe! Sie glaubte also, die Untreue des Mar-

quis sey durch die Aufopferung seines halben Vermögens noch nicht genug gebüßt?

Herr.

Jakob, du bist nie ein Frauenzimmer und zwar noch weniger ein rechtliches Frauenzimmer gewesen, und du urtheilst nach deinem Charakter, den aber die Frau von Pommeraye nicht hat. Soll ich aufrichtig mit dir sprechen? Ich fürchte sehr, daß die Vermählung des Marquis von Arcis mit einer Buhldirne dort oben geschrieben steht.

Jakob.

Steht sie dort oben geschrieben, so wird sie auch geschehen.

Wirthin.

Der Marquis besuchte Frau von Pommeraye bald wieder. Nun, rief sie ihm

entgegen, wie steht es mit Ihrem neuen Vorschlage?

Marquis.

Verworfen! abgeschlagen! Ich bin in Verzweiflung darüber. Ich wollte, daß ich diese unglückliche Leidenschaft aus meinem Herzen reißen könnte! Aber sie ist stärker, als ich. Sehen Sie mich einmal an, Marquise! Finden Sie nicht, daß zwischen dem Mädchen und mir einige Aehnlichkeit ist?

Fr. v. P.

Ich habe Ihnen nichts davon sagen mögen; aber bemerkt hatte ich es gleich Anfangs. Doch jetzt ist nicht die Rede davon. Was haben Sie beschlossen?

Marquis.

Ich kann keinen Entschluß fassen. Zuweilen habe ich Lust, mich in eine Postchaise zu werfen, und zu fahren, so weit

mich die Erde trägt. Aber einen Augenblick nachher verlier' ich alle Standhaftigkeit; meine Sinne verlassen mich, ich bin wie halb todt, wie vor den Kopf geschlagen, und weiß nicht, wo aus noch ein.

Fr. v. P.

Ich rathe Ihnen nicht auf Reisen zu gehen; es verlohnt sich nicht der Mühe, bis zur ersten Station zu fahren, und wieder umzukehren. —

Wirthin.

Den andern Morgen schrieb der Marquis an die Marquise: »er sey auf seine Güter gereist, und werde sich dort so lange aufhalten, als es ihm möglich sey. Er bäte sie, unterdessen bei ihren Freundinnen für sein Bestes zu arbeiten, wenn sich Gelegenheit dazu zeigen sollte.» Seine Abwesenheit dauerte gar nicht lange. Er kam

mit dem festen Vorsatze zurück, das Mädchen zu heirathen.

Jakob.

Der arme Marquis! er thut mir leid.

Herr.

Mir nicht.

Wirthin.

Er stieg bey der Frau von Pommeraye ab. Sie war nicht zu Hause. Als sie kam, fand sie den Marquis in einem Lehnstuhl liegen; er hatte die Augen fest zugemacht, und schien ganz in Tiefsinn verloren. — Wie, Marquis? schon wieder da? Das Landleben hat nicht lange Reitz für sie gehabt. — Nein, gab er zur Antwort; denn mir ist nirgends wohl. Ich bin mit dem festen Entschlusse wieder gekommen, die größte Thorheit zu begehen, die ein Mann von meinem Stande, von

meinem Alter, von meinem Charakter nur begehen kann; aber es ist besser, zu heirathen, als ewig auf der Folter zu seyn. Ich habe mich daher entschlossen, das Mädchen zu heirathen.

Fr. v. P.

Marquis, der Schritt ist bedenklich, und fordert reife Ueberlegung.

Marquis.

Ich habe nur eine einzige Ueberlegung angestellt, die aber jede andere aufwiegt; und die ist: ich kann nicht unglücklicher werden, als ich schon bin.

Fr. v. P.

Wenn Sie Sich aber darin irrten!

Jakob.

Die Verrätherin!

Marquis.

Nun, liebe Freundin, das, dächt' ich,

wäre doch endlich eine Unterhandlung, die ich Ihnen mit Ehren auftragen könnte. Reden Sie mit Mutter und Tochter; fragen Sie die Mutter aus, prüfen sie das Herz der Tochter, und sagen Sie ihnen, was ich Willens bin.

Fr. v. P.

Gemach, gemach, lieber Marquis! Ich habe zwar geglaubt, die beiden Frauenzimmer hinlänglich zu kennen, nehmlich so weit ich sie in Rücksicht meines Umganges mit ihnen zu kennen brauchte; aber jetzt, da es auf das Glück meines Freundes ankommt, wird er mir erlauben, die Sache näher zu untersuchen. Ich werde mich in ihrer Provinz nach ihnen erkundigen lassen, und ich verspreche Ihnen auch, daß ich ihren Lebenswandel zu Paris Schritt für Schritt verfolgen will.

Marquis.

Alle diese Vorsichtigkeiten scheinen mir ganz überflüssig. Frauenzimmer, die mitten im Druck des Mangels und Elends dem widerstehen konnten, womit ich sie in Versuchung führte, müssen nothwendig Geschöpfe von einer seltenen Art seyn. Mit solchen Anerbietungen, wie ich sie gemacht habe, hätte ich es bei einer Prinzessin durchgesetzt. — — Und haben Sie mir nicht überdies selbst gesagt . . .

Fr. v. P.

Ja doch, ja doch! ich habe alles gesagt, was Sie wollen; aber ich bitte Sie doch, mir zu erlauben, daß ich meinem Willen folgen darf.

Jakob.

Die Betrügerin! Warum mußte er sich aber auch an eine solche Frau hängen!

Herr.

Sage lieber: warum sie verführen und dann sitzen lassen!

Wirthin.

Warum sie um nichts und wieder nichts durch seine Flatterhaftigkeit kränken!

Jakob.

(Mit dem Finger gen Himmel weisend) Ach, Herr! . . .

Marquis.

Liebe Marquise, warum heirathen Sie nicht auch?

Fr. v. P.

Und wen sollte ich heirathen?

Marquis.

Den kleinen Grafen; er hat Verstand, Rang, Vermögen.

Fr. v. P.

Und wer bürgt mir für seine Treue? — Vermuthlich Sie?

Marquis.

Das wahrhaftig nicht! Aber nach meiner Meinung nimmt man es mit der Treue bei einem Ehemanne nicht so genau.

Fr. v. P.

Das gebe ich zu; doch vielleicht wäre ich Sonderling genug, so etwas übel zu nehmen: und ich bin sehr rachsüchtig!

Marquis.

Nun gut, so würden Sie Sich rächen; das versteht sich von selbst. Wir wollten zusammen in ein Haus ziehen und alle vier die angenehmste Partie quarrée von der Welt machen.

Fr. v. P.

Das ist alles recht schön ausgedacht;

aber nie heirathe ich wieder. Der einzige Mann, dem ich vielleicht in Versuchung gewesen wäre, meine Hand zu geben . . .

Marquis.

War ich?

Fr. v. P.

Jetzt kann ich es Ihnen ohne Bedenken sagen.

Marquis.

Warum sagten Sie mir das nicht eher?

Fr. v. P.

Der Ausgang hat gezeigt, daß ich wohl daran gethan habe. Das Frauenzimmer, das Sie jetzt zu Ihrer Gemahlin wählen, schickt sich in allen Stücken besser für Sie, als ich.

Frau von Pommeraye stellte ihre Erkundigung mit selbstbeliebiger Genauig-

keit und Geschwindigkeit an. Sie legte dem Marquis die schmeichelhaftesten Attestate vor. Ein Theil davon bezog sich auf Paris, der andre auf die Provinz; und nun verlangte sie von dem Marquis, daß er noch vierzehn Tage Geduld haben und sich während dieser Zeit noch einmal recht ernstlich und reiflich prüfen möchte. Die vierzehn Tage dünkten ihn eine Ewigkeit. Endlich war die Marquise gezwungen, seiner Ungeduld und seinen Bitten nachzugeben. Die erste Zusammenkunft geschah bei den beiden Frauenzimmern selbst. Es ward alles in Richtigkeit gebracht, der Heirathskontrakt aufgesetzt, und das Aufgebot besorgt. Der Marquis machte der Frau von Pommeraye ein Geschenk mit einem prächtigen Ringe, und die Hochzeit ging vor sich.

Jakob.

Kann man die Bosheit und Arglist weiter treiben!

Herr.

Es ist unbegreiflich.

Jakob.

Mir ist nur für die Hochzeitnacht bange!

Herr.

Schweig, Plaudermaul!

Wirthin.

Die Brautnacht ging recht gut hin . . .

Jakob.

Ich glaubte . . .

Wirthin.

Glauben Sie, lieber Mosje Jakob, was Ihr Herr Ihnen gesagt hat. . . . (Und indem sie so sprach, lächelte sie, und indem sie lächelte, fuhr sie mit der Hand über Jakobs Gesicht,

und zwickte ihn in die Nase ...) Aber den andern Morgen ....

Jakob.

War's denn den andern Morgen nicht so, wie am Abend vorher?

Wirthin.

Den andern Morgen schrieb Frau von Pommeraye dem Marquis ein Billet, und bat ihn, in einer höchst wichtigen Sache unverzüglich zu ihr zu kommen. Der Marquis kam augenblicklich. Man empfing ihn mit einem Gesicht, worauf Schadenfreude und Wuth sich in ihrer ganzen Stärke malten. Die Anrede, die man an ihn hielt, war bündig und kurz. Marquis, sagte Frau von Pommeraye zu ihm, lernen Sie mich kennen! Verschafften Andere meines Geschlechts sich durch eine gleiche Rache wie ich Gerechtigkeit, so

würden Leute Ihres Gelichters weniger gemein seyn. Sie wußten Sich die Liebe einer ehrlichen Frau zu erwerben, aber nicht, sie zu schätzen und zu erhalten. Diese Frau bin ich! Sie hat sich gerächt; sie hat Ihnen eine Person zur Gemahlin gegeben, die Ihrer ganz würdig ist. Verlassen Sie mein Haus, und fragen Sie in der und der Gasse in der Stadt Hamburg nach; dort wird man Ihnen sagen, welch ein sauberes Handwerk Ihre Frau und Ihre Schwiegermutter zehn Jahre lang unter dem Namen Aismon getrieben haben.

Das Schrecken und die Bestürzung des armen Marquis läßt sich unmöglich ausdrücken; er wußte nicht, was er davon denken sollte. Aber seine Ungewißheit dauerte nur so lange, als er Zeit brauchte, sich von dem einen Ende der Stadt bis

zum andern zu begeben. Den ganzen Tag kam er nicht in das Haus, sondern irrte unstät und sinnlos in den Straßen umher. Seine Schwiegermutter und seine Gemahlin ahneten etwas von dem, was vorgegangen seyn möchte. Beim ersten Schlag des Thürklopfers flüchtete die Schwiegermutter sich auf ihr Zimmer, und verschloß sich darin. Seine Gemahlin erwartete ihn allein. Als sie ihn eintreten sah, las sie auf seinem Gesichte die Wuth, die in ihm brannte. Sie warf sich ihm zu Füßen, drückte ihr Gesicht an den Boden, und sprach keine Sylbe. »Fort von hier, »Nichtswürdige!» rief er mit fürchterlicher Stimme; »fort von hier!» —— Sie wollte sich aufrichten; aber sie fiel wieder auf ihr Gesicht, und breitete ihre Arme auf dem Boden zwischen den Füßen des

Marquis aus. »Gnädiger Herr,» sagte sie zu ihm, »stoßen Sie mich mit Füßen, zer»treten Sie mich; ich habe es verdient! »Machen Sie mit mir, was Sie wollen; »aber schonen Sie meiner Mutter.» — — »Fort!» rief der Marquis, »fort, aus »meinen Augen! Ist es nicht genug, daß »ihr mich mit Schimpf und Schande ge»brandmarkt habt? Soll ich auch noch »eine Blutschuld auf mich laden?» — — Die Arme blieb unbeweglich in ihrer vorigen Stellung liegen, und antwortete keine Sylbe. Der Marquis hatte sich in einen Lehnstuhl geworfen, verbarg sich das Gesicht mit seinen Händen, und war mit halbem Leibe gegen die Bettstelle gesunken. Von Zeit zu Zeit rief er mit heulender Stimme, ohne sie anzusehen: fort aus meinen Augen! — — Das Schweigen und

die Unbeweglichkeit der Unglücklichen setzte ihn in Verwunderung; er wiederholte mit noch stärkerer Stimme: »Fort! weg von »hier! Hörst du nicht, was ich dir sa»ge?» — — Er bückte sich, und stieß sie sanft von sich. Aber als er fand, daß sie ohne Besinnung und fast ohne Leben war, faßte er sie um den Leib, trug sie auf ein Kanapee, und betrachtete sie eine Zeitlang mit Blicken, in welchen sich wechselsweise Wuth und Mitleiden abmalten. Er klingelte. Seine Leute kamen; er ließ ihre Mädchen rufen, und sagte zu ihnen: eure Frau befindet sich nicht wohl; tragt sie auf ihr Zimmer, und leistet ihr Hülfe. — — Wenige Augenblicke nachher schickte er insgeheim, und ließ sich erkundigen, wie sie sich befände. Er bekam zur Antwort: sie hätte sich zwar von ihrer ersten Ohnmacht

wieder erholt; aber es folgten neue Schwächen so häufig und schnell auf einander, und hielten so lange an, daß man für ihr Leben nicht stehen könnte. Eine oder zwey Stunden darauf schickte er von neuem. Man ließ ihm sagen: sie läge in einer Art von erstickender Beklemmung, und hätte einen Anfall vom Schlucken, den man bis in den Hof hören könnte. Als er zum drittenmal schickte, (es war gegen Anbruch des Tages) erhielt er die Nachricht: sie habe viel geweint; aber der Schlucken hätte sich gelegt, und sie schiene schlummern zu wollen.

Der Marquis ließ nun seine Chaise anspannen, und blieb ganze vierzehn Tage weg, ohne daß man wußte, was aus ihm geworden sey. Vor seiner Abreise hatte er indeß dafür gesorgt, daß es Mutter und

Tochter an nichts gebräche, und seinen Leuten befohlen, der gnädigen Frau wie ihm selbst zu gehorchen.

Während seiner Abwesenheit waren die beiden Frauenzimmer beständig beisammen, ohne fast ein Wort mit einander zu sprechen. Die Tochter schluchzte, brach plötzlich in lautes Geschrey aus, rang die Hände, und raufte sich die Haare aus. Die Mutter wagte es nicht, ihr nahe zu kommen und sie zu trösten. Diese verrieth nichts als Verhärtung; jene war das leibhafte Bild der Verzweiflung. Wohl zwanzigmal sagte die junge Frau zu der Mutter: »Mama, lassen Sie uns eilen, aus »dem Hause zu kommen!» — und eben so oft widersetzte sich die Mutter, und antwortete: mein Kind, wir müssen bleiben; wir müssen sehen, wo das hinaus will.

Todtschlagen kann er uns doch nicht. —
»Wollte Gott,« antwortete die Tochter, er
»hätte mich umgebracht!« Die Mutter erwie-
derte: du thätest gescheidter zu schweigen,
als solch einfältiges Zeug zu schwatzen.

Bei seiner Zurückkunft verschloß der
Marquis sich in sein Kabinet, und schrieb
zwey Briefe: den einen an seine Gemah-
lin, den andern an seine Schwiegermutter.
Letztere verließ das Haus noch an demsel-
ben Tage, und begab sich in ein Karmeli-
terinnenkloster, wo sie vor wenigen Tagen
gestorben ist. Ihre Tochter kleidete sich
an, und wankte nach dem Zimmer ihres
Gemahls, wahrscheinlich, weil er sie dahin
beschieden hatte. Schon in der Thüre
fiel sie auf die Knie. »Stehen Sie auf!«
rief der Marquis ihr entgegen. — — An-
statt sich aufzurichten, kroch sie auf den

Knieen bis zu ihm hin. Sie zitterte an allen Gliedern, neigte sich ein wenig mit dem Leibe vorwärts, und streckte die Arme nach ihm aus. Ihre Blicke waren starr auf seine Augen geheftet, und ihr Gesicht mit Thränen überschwemmt. »Mich »dünkt,» sagte sie, und ein Seufzer unterbrach jedes ihrer Worte, »mich dünkt, »daß der gerechte Unwille Ihres Herzens »sich ein wenig gelegt hat, und daß ich viel- »leicht hoffen darf, mit der Zeit Verzeihung »zu erhalten; aber, gnädiger Herr, ich be- »schwöre Sie, übereilen Sie Sich nicht mit »Ihrer Verzeihung! So manches ehrliche »Mädchen ist eine schlechte Gattin gewor- »den, und vielleicht kann ich ein Beispiel »des Gegentheils werden; allein noch bin »ich nicht würdig, daß Sie Sich meiner »wieder annehmen! Lassen Sie es noch an-

»stehen! lassen Sie mir bloß die Hoffnung,
»daß Sie mir einst vergeben wollen. Ent-
»fernen Sie mich weit von Sich; lassen
»Sie genau auf meine Aufführung Acht
»geben, und richten Sie mich dann! Ich
»werde allzuglücklich, ja allzuglücklich seyn,
»wenn Sie nur zuweilen so gütig sind, mich
»zu Sich rufen zu lassen. Weisen Sie mir
»den finstersten Winkel in Ihrem Hause zur
»Wohnung an; ohne Murren will ich mich
»dort einsperren lassen. Ach! könnte ich
»mir den Namen und den Titel, den man
»mich zu erschleichen zwang, wieder ab-
»reißen und dann sterben, so sollte es au-
»genblicklich geschehen! Schwachheit, Ver-
»führungen, Gewalt, Drohungen haben
»mich zu einer schändlichen That verleitet;
»aber glauben Sie nicht, gnädiger Herr,
»daß ich ein böses Geschöpf bin. Wie

»könnt' ich es seyn, da ich keinen Augen-
»blick angestanden habe, vor Ihnen zu er-
»scheinen, und da ich es wage, jetzt die
»Augen gegen Sie aufzuschlagen und mit
»Ihnen zu reden! Ach, könnten Sie im
»Grunde meines Herzens lesen! Könnten
»Sie sehen, wie fremd meine vorigen Hand-
»lungen jetzt meinem Herzen sind, und wie
»fern ich von den Sitten derer bin, die
»einst meines Gleichen waren! Verworfen-
»heit hat meinen Wandel befleckt, aber sich
»meiner Seele nicht mitgetheilt. Ich ken-
»ne mich, und muß mir die Gerechtigkeit
»widerfahren lassen, daß ich, nach meinen
»Gesinnungen, meinen Empfindungen, mei-
»nem Charakter, von Natur der Ehre, die
»Ihrige zu werden, nicht unwürdig war. Ach,
»hätt' es in meiner Macht gestanden, Sie
»unter vier Augen zu sprechen, so glaube

»ich, ich würde Muth genug gehabt ha-
»ben, Sie durch ein Wort vor dem Be-
»truge zu warnen. Machen Sie jetzt mit
»mir, was Sie wollen, gnädiger Herr!
»Lassen Sie Ihre Leute herein kommen;
»lassen Sie mir diese Kleider abreißen;
»lassen Sie mich nackt und bloß bei Nacht
»auf die Straße werfen! Ich bin alles zu-
»frieden, was sie über mich beschlossen haben
»mögen; ich unterwerfe mich willig. Ver-
»bannen Sie mich auf das Land, verwei-
»sen Sie mich in die Einsamkeit eines
»Klosters, damit Sie mich nie wieder zu
»Gesicht bekommen! Ein Wort, und ich
»gehe. Ihr Glück ist nicht ohne Rettung
»verloren, und Sie können mich ja verges-
»sen.» —

»Stehen Sie auf, sagte der Marquis
mit sanfter Stimme; ich habe Ihnen ver-

geben. Selbst im Augenblick der Beleidigung ehrte ich die Gemahlin in Ihnen. Es ist kein Wort über meine Lippen gekommen, das diese hätte kränken können. Sollte es ja geschehen seyn, so thut es mir leid, und ich gelobe meiner Gemahlin hiermit heilig, daß sie nie wieder eine Sylbe von mir hören soll, die sie kränken könnte, wenn sie nur nicht vergißt, daß sie ihren Gemahl nicht unglücklich machen kann, ohne es selbst zu werden. Seyn Sie rechtschaffen und edel, seyn Sie glücklich, und machen Sie, daß auch ich es bin. Stehen Sie auf, meine Gemahlin! ich bitte Sie darum, stehen Sie auf, und umarmen Sie mich! Frau Marquise stehen Sie auf; Sie sind hier nicht an ihrem Orte! Frau von Arcis stehen Sie auf!» —

Indem er so sprach, hatte sie noch im-

mer Ihr Gesicht in seinen Händen verborgen und sich mit dem Kopf an seine Knie gelehnt; aber bei den Worten: meine Gemahlin, bei den Worten: Frau von Arcis, richtete sie sich plötzlich auf, warf sich ihm um den Hals, und hielt ihn, halb von Freude und halb von Schmerz erstickt, fest in ihre Arme geschlossen. Dann ließ sie ihn wieder los, fiel von neuem nieder, und küßte ihm den Fuß. —

»Ach, rief der Marquis, mein Herz hat Ihnen verziehen, und ich sehe, Sie wollen mir nicht glauben.« — Nein, gab sie zur Antwort, ich darf es nicht glauben, ob ich es gleich wünsche. — »Wahrhaftig, fuhr der Marquis fort, ich fange an zu ahnden, daß es mich nie reuen wird, und daß die Pommeraye, statt sich zu rächen, mir den größten Dienst geleistet

hat, den man mir leisten konnte. Liebe Gemahlin, kleiden Sie Sich an, während man Ihre Sachen einpackt. Wir wollen auf mein Gut reisen, und da so lange bleiben, bis wir, ohne nachtheilige Folgen für Sie oder für mich, uns hier wieder zeigen dürfen.» — Sie blieben drei ganzer Jahre von Paris abwesend.

Jakob.

Ich wollte wohl wetten, daß ihnen diese drey Jahre nur wie ein Tag vorgekommen sind, und daß der Marquis von Arcis der beste Ehemann, und sie die beste Ehefrau geworden ist, die es je auf Erden gegeben hat.

Herr.

Ich glaub' es auch; aber ich kann mir nicht recht erklären, warum ich es glaube: denn ich bin mit diesem Mädchen, wäh-

end des ganzen Vorgangs und während der Ränke und Schliche der Pommeraye und ihrer Mutter, nichts weniger als zufrieden gewesen. Sie hat auch nicht einen Augenblick Besorgniß, Ungewißheit oder Reue geäußert; sie hat sich ohne Weigerung zu dieser ganzen häßlichen Geschichte gebrauchen lassen. Alles was man von ihr verlangte, that sie augenblicklich: sie ging zur Beichte, kommunicirte, hatte die Religion und ihre Diener zum Besten; kurz, ich habe sie eben so falsch, so verachtungswürdig und so boshaft gefunden, wie ihre beiden Gehülfinnen. — Frau Wirthin, Sie erzählen zwar recht gut, aber Sie sind noch nicht genug in der dramatischen Kunst bewandert. Wollten Sie uns für Ihre junge Heldin interessiren, so mußten Sie ihr Freimüthigkeit und Offenherzigkeit leihen,

und sie uns als ein unschuldiges Opfer darstellen, das von der Mutter und der Pommeraye durch Gewalt und die härtesten Mißhandlungen wider Willen gezwungen ward, Theil an einem so schwarzen und ein ganzes Jahr durch fortgesetzten Bubenstücke zu nehmen. So hätte die Aussöhnung mit ihrem Manne vorbereitet werden müssen. Sobald man eine Person auftreten läßt, muß sie auch ihre Rolle spielen; nun frage ich Sie aber selbst, liebe Frau Wirthin, ob das Mädchen, das sich mit zwey so boshaften Weibern in eine Verschwörung einläßt, die demüthig bittende Frau seyn kann, die wir zu den Füßen ihres Mannes gesehen haben. Liebe Frau Wirthin, Sie haben gegen die Regeln des Aristoteles, des Horaz, des Vida, des Bossû gesündigt.

Wirthin.

Ich habe nicht die Ehre, diese Herren zu kennen. Ich erzähle eine Sache, wie sie geschehen ist, ohne etwas auszulassen, oder zuzusetzen. Wer kann wissen, was in dem Herzen dieses jungen Mädchens vorging, und ob sie nicht in eben den Augenblicken, wo sie am freiesten und treuherzigsten zu handeln schien, heimlichen Verdruß empfand.

Jakob.

Diesmal, Frau Wirthin, bin ich mit meinem Herrn einerlei Meinung, und er wird es mir verzeihen, weil das so selten der Fall ist. Wäre Mademoiselle Duquenoi, vormalige Aismon, ein hübsches Kind gewesen, so würde . . .

Wirthin.

Hübsch oder nicht hübsch; so viel ist

gewiß, sie ist das herrlichste Weib auf Gottes Erdboden geworden. Ihr Mann lebt mit ihr so vergnügt, wie ein König, und er würde sie um keinen Preis für eine andere hingeben.

Herr.

So gratulire ich ihm dazu; so hat er mehr Glück, als Verstand.

Wirthin.

Und ich, ich wünsche Ihnen angenehme Ruhe. Es ist schon spät, und ich muß im Hause die letzte zu Bette, und die erste außer dem Bette seyn. Sie glauben nicht, was das Gastwirthsleben für ein verwünschtes Leben ist! Gute Nacht, meine Herren, gute Nacht! Ich hatte Ihnen eine unterhaltende Geschichte versprochen, und ich glaube Wort gehalten zu haben. Mosje Jakob, Sie werden diese Nacht gewiß recht

gut schlafen; denn die Augen fallen Ihnen schon halb zu. Gute Nacht, Mosje Jakob.

Herr.

Frau Wirthin, ist es denn nicht möglich, von Ihrer eigenen Lebensgeschichte etwas zu erfahren?

Wirthin.

Nein.

Jakob.

Sie haben eine gewaltige Liebhaberei für Geschichtchen und Erzählungen.

Herr.

Das macht, sie belehren und belustigen mich zugleich; ein guter Erzähler ist eine große Seltenheit.

Jakob.

Und eben deswegen liebe ich die Erzählungen nicht, ausgenommen, wenn ich sie selbst machen kann.

Herr.

Denn du schwatzest lieber in den Tag hinein, als daß du das Maul hieltest.

Jakob.

Sie haben Recht.

Herr.

Ich, ich höre lieber schlecht erzählen, als gar nicht.

Jakob.

Und bei dieser Stimmung befinden wir uns beide recht wohl.

Ich weiß nicht, wo die Wirthin, Jakob und sein Herr den Kopf gelassen hatten, um nicht auf den einzigen Umstand zu fallen, der sich zur Entschuldigung der Mademoiselle Duquenoi anführen ließ. Ahndete dieses Mädchen vor der Entwickelung etwas von den Ränken und der List der Frau von Pommeraye? Würde sie nicht

lieber die Anerbietungen des Marquis als seine Hand angenommen, und ihn lieber zum Liebhaber als zum Gemahl gehabt haben? stand sie nicht beständig unter der Gewalt und dem Despotismus der Marquise? kann man sie wegen ihres Abscheues vor ihrem ehemaligen schändlichen Stande tadeln? und wenn man sie deswegen höher schätzt — kann man von ihr viel Delikatesse und viel Gewissenhaftigkeit in der Wahl der Mittel fordern, sich aus dieser verhaßten Lage zu befreien?

Du bildest dir vielleicht ein, Leser: eine Apologie der Frau von Pommeraye möchte weit schwerer zu machen seyn, und es wäre dir vielleicht angenehm gewesen, Jakob und seinen Herrn darüber klügeln zu hören; aber sie hatten von so vielen und so interessanten Dingen mit einan-

der zu sprechen, daß sie dieses wahrscheinlich darüber aus der Acht gelassen haben. Erlaube also, daß ich selbst einen Augenblick diese Schutzrede übernehme.

Du geräthst bei dem Namen der Frau von Pommeraye in Wuth, und rufst aus: »das abscheuliche Weib! die Heuchlerin!« Keine Bitterkeit, keine Partheilichkeit, keine Ausrufungen! wir wollen ganz kalt davon reden. Es geschehen täglich weit schwärzere Thaten, ohne so viel Verstand und Kopf. Du kannst Frau von Pommeraye hassen oder fürchten; aber verachten kannst du sie nicht. Ihre Rache ist gräßlich und bitter; allein sie wird nicht durch Eigennutz befleckt. Man vergaß, dir zu erzählen, daß sie dem Marquis den schönen Diamanten, womit er sie beschenkt hatte, an den Kopf warf; aber sie that es,

wie ich aus sichern Quellen weiß. Es war hier nicht die Rede davon, größeren Reichthum zu erlangen, oder Titel und Ehrenstellen zu erhaschen. Also — wenn die Dame dies Alles gethan hätte, um ihrem Manne eine Belohnung für seine Dienste auszuwirken; wenn sie einem Minister, oder seinem ersten Sekretair, sogar ihre Tugend aufgeopfert hätte, um ein Ordensband oder eine Ehrenstelle für ihn zu erbetteln, oder dem Herrn der die Pfründen vergiebt, um eine reiche Abtei für ihn zu erschnappen . . . so fändest du das Alles höchst natürlich, und die Allgewalt des Herkommens würde sie bei dir entschuldigen. Und jetzt, wo sie für eine Treulosigkeit Rache nimmt, empört dich das gegen sie, da du doch einsehen solltest, daß ihre Rache dir nur deswegen so auffällt, weil

du dich unfähig fühlst, eben das zu empfinden, oder weil du im Umgange mit Frauenzimmern Ehre und Tugend für nichtsbedeutend hältst. Hast du berechnet, wie viele Opfer Frau von Pommeraye dem Marquis gebracht, wie viel sie für ihn gethan hat? Nicht zu gedenken, daß ihre Schatulle ihm bei jeder Gelegenheit offen stand, und daß er viele Jahre lang kein anderes Haus, keinen andern Tisch, als den ihrigen hatte. Doch über das alles würdest du nur den Kopf schütteln; aber sie hatte sich auch nach allen seinen Launen, allen seinen Neigungen gerichtet, und den ganzen Plan ihres Lebens umgeändert, um ihm gefällig zu seyn. Sie hatte wegen der Lauterkeit ihrer Sitten vorher in der größten Achtung von der Welt gestanden, und sich durch den Umgang mit dem

Marquis selbst zu dem gemeinen Haufen herabgesetzt. Man sagte von ihr, als sie die Aufwartungen des Marquis von Arcis annahm: endlich ist dieses Tugendwunder, diese Pommeraye, geworden, wie Unser eine . . . Sie hatte um sich her das höhnische Lächeln des Spottes bemerkt, die kränkendsten Anmerkungen hören müssen, und oft darüber vor Scham geglühet und ihre Blicke zur Erde geschlagen; sie hatte den Wermuthsbecher ganz geleert, welchen die Lästersucht für jedes Frauenzimmer, deren tadelloser Wandel lange die Geißel der Laster um sie her gewesen ist, in Bereitschaft hält; sie hatte alle die Verfolgungen, alle das Skandal ertragen, wodurch man sich an gefallenen Spröden zu rächen sucht, die sich mit ihrer Tugend gebrüstet haben. Sie war von Natur ei-

tel; und sie würde lieber vor Schmerz gestorben seyn, als daß sie sich, mit der Schmach einer fruchtlos aufgeopferten Tugend, und mit dem Ridikül einer verlassenen Liebhaberin, der Welt hätte zur Schau stellen lassen. Sie nahte sich der Epoche des Lebens, wo der Verlust eines Liebhabers unersetzlich bleibt, und nach ihrem Charakter sah sie sich durch diesen Vorfall zu Einsamkeit und langer Weile verdammt. Ein Mann bringt einen andern wegen einer zweydeutigen Geberde, wegen eines Wortes um; und es sollte einer Frau von Ehre, die sich verloren, verrathen, beschimpft sieht, nicht erlaubt seyn, den Verräther in die Arme einer Buhldirne zu liefern? Wahrhaftig, Leser, du bist sehr leichtsinnig in deinem Lobe, und sehr streng in deinem Tadel! »Aber, wirst du mir ant-

worten, ich mache der Marquise mehr die Art und Weise, als die Sache selbst zum Vorwurf; mein Gefühl sträubt sich gegen eine Empfindlichkeit von so langer Dauer, gegen ein solches Gewebe von Abscheulichkeiten, Betrügereien und Lügen, das beinahe ein ganzes Jahr lang fortgesetzt ward.» Auch ich, auch Jakob, auch sein Herr, auch die Wirthin finden das abscheulich. Aber du vergiebst so leicht jener ersten augenblicklichen Aufwallung, und weißt nicht, daß, wenn diese erste Aufwallung bey andern Personen kurz ist, sie bey Frau von Pommeraye und bey allen Weibern von ihrem Charakter desto länger dauert. Oft fühlt ihre Seele eine Kränkung ihr ganzes Lebelang so heftig, wie im ersten Augenblick, und ich sehe weder das Unrecht noch das Unschickliche davon ein. Ich finde in

dem ganzen Vorfalle nichts, als eine Verrätherei, die nur weniger alltäglich ist; und ich würde ganz für ein Gesetz seyn, welches Wüstlinge, die ein ehrliches Weib erst verführten und es dann verließen, zu Buhldirnen, den gemeinen schändlichen Mann zu gemeinen schändlichen Weibern, verdammte.

Während ich mich von meinem Eifer die Frau von Pommeraye zu vertheidigen, hinreißen lasse, schnarcht Jakobs Herr, als ob er mir zugehört hätte; und Jakob, dem die Muskeln seiner Beine ihre Dienste versagten, spuhkte im Zimmer barfuß und im Hemde umher, stieß alles um, was ihm in den Weg kam, und weckte seinen Herrn, der ihm aus dem Bette zurief: Jakob, bist du betrunken? — »So halb und halb.« — Wirst du dich bald zu Bette legen? —

»Gleich, Herr, aber hier ist . . . . . hier ist» — Nun, was ist denn hier? — »In dieser Bouteille hier ist ein Restchen Wein, das verderben könnte; angebrochene Bouteillen sind mir von jeher ein Gräuel gewesen, und ich würde kein Auge zuthun können, so oft mir der Gedanke an das Restchen in den Sinn käme. Unsere Frau Wirthin ist bey meiner Treue ein vortrefliches Weib, und ihr Champagner ein vortreflicher Wein! es wäre jammerschade, ihn verrauchen zu lassen. . . . Nun ist dafür gesorgt. . . . Nun wird er nicht verrauchen.» —

Was weiter erfolgte, als er die Lichter ausgelöscht hatte, darüber hat man zweyerley Lesarten. Die erste lautet: er sey längs den Wänden hingetappt, ohne sein Bette finden zu können, und endlich in die

Worte ausgebrochen: »entweder ist mein Bette nicht mehr an seiner Stelle; oder, wenn es noch an seiner Stelle ist, so steht dort oben geschrieben, daß ich es nicht finden soll: in beiden Fällen ist es das klügste, ich thue darauf Verzicht;« und damit habe er sich auf Stühle gestreckt, und sei eingeschlafen. Die andere hingegen versichert: dort oben habe geschrieben gestanden, daß Jakob über Stühle stolpern, platt auf den Boden fallen und so liegen bleiben sollte bis an den hellen Morgen. Es hängt nun ganz von dir ab, lieber Leser, welche von diesen beiden Lesarten du dir morgen oder übermorgen bei kaltem Blute wählen willst.

Unsre beiden Reisenden, die sich spät niedergelegt hatten und deren Köpfe von Wein benebelt waren, schliefen den ganzen

langen Morgen: der Herr ganz gemächlich in seinem Bette, und Jakob auf dem Boden oder auf Stühlen, je nachdem du die eine oder die andre Lesart gewählt haben wirst. Die Frau Wirthin kam herauf, und meldete ihnen: das Wetter wäre nicht das beste; und wenn auch das Wetter ihnen erlauben sollte, ihre Reise fortzusetzen, so würden sie doch Gefahr laufen, das Leben einzubüßen, oder von dem angelaufenen Wasser eines Baches, den sie nothwendig passiren müßten, aufgehalten zu werden. Einige Reiter, die ihr nicht hätten glauben wollen, wären bereits genöthigt gewesen, wieder umzukehren. Der Herr sagte zu Jakob: Jakob, was thun wir? Jakob antwortete: wir wollen erst mit der Frau Wirthin frühstücken, und dann wird sich das andre schon finden. Die Wirthin ver-

sicherte, das wäre ein kluger Rath, und ließ das Frühstück heraufbringen. Sie that was sie nur konnte, um ihre Gäste in muntere Laune zu bringen. Auch Jakobs Herr würde gern das Seinige dazu beigetragen haben; aber Jakob fing an, sich nicht wohl zu befinden; es schmeckte ihm nicht, er trank wenig und schwieg stockstille. Besonders dieses letzte Symptom war von höchst übler Bedeutung, und eine Folge der schlimmen Nacht und des schlechten Lagers, die er gehabt hatte. Er klagte über Schmerzen in den Gliedern, und seine heisere Stimme ließ einen bösen Hals vermuthen. Sein Herr rieth ihm, er sollte sich zu Bette legen; aber er wollte nicht. Die Wirthin schlug ihm eine Zwiebelsuppe vor. Er verlangte, daß im Zimmer Feuer angemacht werden sollte, weil ihm zu schauern

anfing; er bestellte Tisane nebst einer Bouteille weißen Wein, und die Wirthin ging weg, um beides zu besorgen. Jakob war nun mit seinem Herrn allein. Der Herr trat ans Fenster, und rief: »welch verwünschtes Wetter!« Hierauf sah er nach seiner Uhr, (dem einzigen Dinge in der Welt, auf welches er Vertrauen setzte) wie viel es an der Zeit wäre, nahm seine Prise Tabak, und wiederholte eben das von Stunde zu Stunde, mit demselben Ausdruck: »welch verwünschtes Wetter! Dann wendete er sich zu Jakob, und sagte: jetzt hätten wir die schönste Gelegenheit, deine Liebesgeschichte wieder anzufangen und zu Ende zu bringen; aber es schwatzt sich nicht gut von Liebe oder von andern Dingen, wenn einem nicht wohl ist. Prüfe dich, und kannst du fortfahren, so thu' es;

wo nicht, so trinke Tisane, und lege dich auf's Ohr.

Jakob behauptete: Schweigen wäre ihm höchst schädlich; denn er sey ein schwatzhaftes Thier, und in seinem jetzigen Stande schätze er keinen Vorzug so hoch, als daß er die Freiheit habe, sich für die zwölf Knebeljahre entschädigen zu dürfen, die er bey seinem Großvater habe versauern müssen, dem Gott in jenem Leben gnädig seyn möge.

Herr.

So schwatze, weil es uns beiden Vergnügen macht! Du bliebst, ich weiß nicht bey welchem schändlichen Antrage von der Frau des Wundarztes stehen; sie verlangte von dir, du solltest den Wundarzt im Schlosse um seinen Dienst bringen helfen und seine Stelle ihrem Manne zuschanzen.

Jakob.

Ich verließ nun das Haus des Chirurgus, setzte mich in den Wagen, und kam im Schlosse an, wo sich Alle, die darin wohnten, um mich her versammelten.

Herr.

Warst du schon dort bekannt?

Jakob.

Freilich. Erinnern Sie Sich einer gewissen Frau mit dem Oelkruge?

Herr.

Recht gut.

Jakob.

Diese Frau war das Laufmädchen des Haushofmeisters und des Gesindes. Hanne hatte im Schloß ausposaunt, welche Handlung der Barmherzigkeit ich an ihr gethan hätte; meine gute That war bis zu dem Herrn des Schlosses erschollen; man hatte

ihm die Fußtritte und Faustschläge nicht verschwiegen, womit sie in der Nacht auf der Landstraße heimgesucht worden war, und er hatte befohlen, daß man mich ausfindig machen und in sein Schloß schaffen sollte. Jetzt war ich da. Man betrachtete mich; man fragte mich; man bewunderte mich; Hanne umarmte mich und wiederholte ihren Dank. — Gebt ihm ein gutes Zimmer, sagte der Herr zu seinen Leuten, und laßt es ihm an nichts fehlen. Und Ihnen, fuhr er zu dem Wundarzte des Schlosses fort, Ihnen empfehle ich seine Pflege und Heilung aufs beste. . . . . Alles ward pünktlich befolgt. Sehen Sie nun wohl Herr, daß niemand wissen kann, was dort oben geschrieben steht? Jetzt sage mir einer, es sey wohl oder übel gethan, sein Geld wegzuschenken, oder es sey ein

Unglück durchgeprügelt zu werden! . . .
Ohne dies beides würde Herr Desglands
nie von Jakob haben reden hören.

Herr.

Desglands, Herr von Miremont?
Also auf dem Schlosse Miremont befin-
dest du dich, bey meinem alten Freunde,
dem Vater des Desforges, des Inten-
danten der Provinz?

Jakob.

Ganz recht; und die junge Brunette
die so schlank gewachsen ist und so schwar-
ze Augen hat. . . .

Herr.

Ist Denise, Hannens Tochter?

Jakob.

Eben die.

Herr.

Du hast recht; sie ist eins der schön-

sten und tugendhaftesten Mädchen auf zwanzig Meilen im Umkreis. Ich und die meisten von Desglands Bekannten haben alles, aber vergebens angewendet, um sie zu verführen; und es war nicht Einer unter uns, der ihretwegen nicht die größten Schwachheiten begangen hätte, wenn sie nur eine einzige kleine mit ihm hätte begehen wollen.

Weil Jakob hier zu reden aufhörte, so fragte ihn sein Herr: was denkst du? was hast du vor?

Jakob.

Ich bete.

Herr.

Du betest?

Jakob.

Zuweilen.

Herr.

Und wie betest du denn?

Jakob.

Ich bete: »du, der du das große Buch »gemacht hast, du, wer du auch bist, der »du alles das schriebst, was dort oben ge»schrieben steht! du wußtest von Anbegin »her, was mir gut ist; dein Wille gesche»he! Amen.»

Herr.

Würdest du nicht eben so wohl thun, wenn du das nicht betetest?

Jakob.

Vielleicht ja; vielleicht nein. Ich bete auf alle Fälle. Es möchte mir begegnen, was da wollte, ich würde mich weder darüber freuen, noch darüber klagen, so bald ich meiner mächtig wäre; aber leider! bin ich zuweilen unüberlegt und ungestüm; ich

vergesse meine Grundsätze oder die Lehren meines Hauptmanns, und lache und weine dann wie ein Narr.

Herr.

Lachte und weinte dein Hauptmann nie?

Jakob.

Selten. . . . An einem Morgen brachte Hanne ihre Tochter zu mir, und sagte: Sie sind nun in einem schönen Schlosse, wo Sie Sich ein wenig besser befinden werden, als bey ihrem Dorfbader. Im Anfang sonderlich, o! da wird man sie warten und pflegen, daß nichts darüber geht! Aber ich kenne das Gesinde; denn ich bin lange genug unter ihnen gewesen. Nach und nach erkaltet ihr Eifer. Die Herrschaft wird nicht mehr an Sie denken; und sollte Ihr Krankenlager an-

haltend seyn, so werden Sie vergessen, o! so rein vergessen werden, daß, wenn es Ihnen in den Sinn käme zu verhungern, nichts Sie daran verhindern würde. . . . Sie wendete sich hierauf zu ihrer Tochter. Höre Denise, sagte sie zu ihr, ich will, daß du diesen ehrlichen Mann täglich viermal besuchen sollst, nehmlich des Morgens, Mittags zur Essenszeit, Nachmittags um fünf Uhr, und Abends. Ich befehle dir, ihm wie mir selbst zu gehorchen. Laß dir das gesagt seyn und befolge es pünktlich!

Herr.

Weißt du, was dem armen Desglands begegnet ist?

Jakob.

Nein Herr; aber wenigstens hat die Schuld nicht an mir gelegen, wenn die Wünsche, die ich für sein Wohl gethan

habe, nicht in Erfüllung gegangen sind. Er überließ mich dem Komthur de la Boulaye, der auf der Fahrt nach Malta umkam; der Komthur de la Boulaye überließ mich seinem ältesten Bruder, der vielleicht nun an seinem Fistelschaden gestorben seyn wird; dieser Kapitain überließ mich seinem jüngern Bruder, dem General-Advokaten zu Toulouse, der verrückt geworden ist und auf Verlangen der Familie eingesperrt ward. Herr Pascal, der General-Advokat zu Toulouse, trat mich dem Grafen von Tourville ab, der lieber sich den Bart in einer Kapuzinerkutte wachsen lassen, als sein Leben im Felde wagen wollte. Von dem Grafen Tourville kam ich an die Marquise von Belloy, die mit einem Engländer durchging; die Marquise von Belloy überließ mich an einen von ihren Vettern,

der sich durch das schöne Geschlecht an den Bettelstab gebracht hatte, und nach Amerika geflüchtet ist. Dieser Vetter empfahl mich an einen Herrn Herrisant, einen Wucherer von Handwerk, der die Geldgeschäfte des Herrn von Rusai, Doktors der Sorbonne, besorgte, und mich bey Mamsell Isselin in Dienste brachte, die Ihre Maitresse war, und die mich bey Ihnen anstellte, bey dem Herrn, der mir versprochen hat, wenn ich ihm treu und ehrlich dienen würde, mir mein Stückchen Brodt in meinen alten Tagen zu geben. Es ist auch wahrhaftig gar kein Anschein da, daß wir uns je wieder trennen; denn Jakob ist für Sie, und Sie sind für Jakob gemacht.

Herr.

Aber Jakob, du hast in kurzer Zeit vielen Herren gedient.

Jakob.

Das machte, man gab mir zuweilen den Abschied.

Herr.

Warum das?

Jakob.

Weil ich ein gebornes Plaudermaul bin. Alle diese Leute verlangten, daß ich so stumm seyn sollte, wie ein Fisch; es war da nicht wie bey Ihnen: Sie würden mich morgen abdanken, wenn ich das Maul halten wollte. Ich habe gerade den Fehler an mir, der Ihnen behagt. Aber — was ist denn dem Herrn Desglands begegnet? Erzählen Sie mir das, während ich mir meine Tissane zurecht mache.

Herr.

Du bist so lange in seinem Schlosse ge-

wesen, und hast nie von seinem Pflaster reden hören?

Jakob.

Nein.

Herr.

Ich will dir diese Geschichte für unterweges aufheben; die zweyte ist kürzer. Er hatte sein Glück im Spiel gemacht, und kam mit einer Dame in Verbindung, die du auf seinem Schlosse gesehen haben wirst, eine Frau von Verstand, die aber ernsthaft, mürrisch und hart war. Diese Dame sagte einmal zu ihm: entweder Sie lieben mich mehr als das Spiel, und in dem Falle geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie nie wieder spielen wollen; oder Sie lieben das Spiel mehr, als mich, und in dem Falle sagen Sie mir nichts mehr von Ihrer Liebe, und spielen Sie, so lange

es Ihnen gefällig ist. . . . Desglands gab sein Ehrenwort, daß er nicht mehr spielen wollte. — »Weder hohes noch niedriges Spiel?« — Weder hohes noch niedriges Spiel. . . . Zehn Jahre hatten sie mit einander auf dem Schlosse gelebt, das du kennst, als Desglands wegen eines dringenden Geschäftes nach Paris reisen mußte, und das Unglück hatte, bey seinem Vater einen von seinen alten Spielbekannten anzutreffen, mit dem er in einem berüchtigten Spielhause speiste und dort in einem einzigen Sitz sein ganzes Vermögen verlor. Seine Geliebte blieb unerbittlich. Sie war reich, und setzte ihm eine mäßige Pension aus; aber sie trennte sich von ihm auf immer.

Jakob.

Das thut mir leid; denn es war gar ein wackerer Mann.

Herr.

Also, Jakob, Du bist nun bey Desglands, siehst Denisen täglich, und Denise hatte von ihrer Mutter Befehl, dich wenigstens viermal des Tages zu besuchen. Die Spitzbübin! einem Jakob den Vorzug zu geben!

Jakob.

Ein Jakob, mein Herr, ist so gut ein Mensch, wie ein anderer.

Herr.

Jakob, du betrügst dich; ein Jakob ist nicht so gut ein Mensch, wie ein anderer.

Jakob.

Manchmal ist er sogar mehr werth, als ein anderer.

Herr.

Jakob, du vergißt dich! Fahre in der Geschichte deiner Liebe fort, und erinnere

dich, daß du nichts anders bist, und ewig nichts anders seyn wirst, als Jakob.

Jakob.

Wenn in der Kneipe, wo wir die Gauner antrafen, Jakob nicht ein bischen besser gewesen wäre, als sein Herr . . .

Herr.

Jakob, du bist ein Grobian! du mißbrauchst meine Güte. Wenn ich die Thorheit begangen habe, dir mehr weiß zu machen, als dein Stand mit sich bringt, so werde ich dir auch wieder den Platz anzuweisen wissen, der dir gehört. Jakob, nimm deine Flasche und deinen Theekessel, und packe dich hinunter in die Gesindestube.

Jakob.

Das ist nur Ihr Spaß, Herr. Ich

befinde mich hier recht wohl, und gehe nicht hinunter.

Herr.

Ich befehle dir, du sollst hinunter gehen!

Jakob.

Meiner Treu! das kann nicht ihr Ernst seyn. Wie? Herr, nachdem sie mich zehn Jahre lang gewöhnt haben, auf Gleich und Gleich mit Ihnen zu leben . . .

Herr.

Jetzt beliebt es mir aber, daß das Ding ein Ende nehmen soll.

Jakob.

Nachdem Sie alle meine Unverschämtheiten gutwillig ertragen haben . . .

Herr.

Ich will sie nicht länger ertragen.

Jakob.

Nachdem Sie mich am Tisch neben Sich sitzen lassen, mich Ihren Freund genannt haben —

Herr.

Du weißt nicht, was das heißt, wenn ein Oberer seinen Untergebenen Freund nennt.

Jakob.

Aber ich wußte, daß alles, was Sie befahlen, nur in den Wind geredet war, wenn Jakob es nicht confirmirte und unterschrieb; und jetzt, da Sie Ihren Namen mit dem meinigen so enge gepaart haben, daß beide sich gar nicht mehr von einander trennen lassen, und daß alle Welt Jakob und sein Herr sagt — jetzt kommt es Ihnen auf einmal in den Kopf, sie von einander zu reißen? Nein, Herr,

das geht nicht! Dort oben steht geschrieben, daß, so lange Jakob lebt, und so lange sein Herr lebt, und selbst dann, wenn beide todt sind — daß man immer und ewig sagen soll: Jakob und sein Herr.

Herr.

Und ich, ich sage Jakob, du gehst hinunter, in der Minute hinunter, weil ich es dir befehle!

Jakob.

Herr, belieben Sie mir etwas anders zu befehlen, wenn Sie wollen, daß ich Ihnen gehorchen soll.

Hier stand Jakobs Herr auf, faßte ihn vorn bey der Brust, und sagte mit ernstem Gesicht: geh' hinunter! Jakob antwortete ganz kalt: ich gehe nicht hinunter. Der Herr schüttelte ihn derb, und rief: geh'

hinunter, Schurke! thue was ich dir befehle!

Jakob antwortete noch kälter, als zuvor: Schurke hin, Schurke her! der Schurke geht nicht hinunter. Sehen Sie Herr, was ich im Kopf habe, das habe ich nicht in den Beinen, wie das Sprichwort sagt. Sie erhitzen sich vergeblich; Jakob bleibt wo er ist, und geht nicht hinunter.

Und nun fingen Jakob und sein Herr, nachdem sie bisher an sich gehalten hatten, plötzlich an, ihrer Hitze freien Lauf zu lassen und aus vollem Halse zu schreien: Du sollst hinunter gehn! . . . . »ich will nicht hinunter gehn!» . . . Du sollst hinunter gehn! . . . . »ich will nicht hinunter gehn!» . . .

Die Wirthin kam über den Lärm herauf, und erkundigte sich, was es gäbe?

Aber in den ersten Augenblicken erhielt sie keine Antwort, sondern beide schrieen so laut, wie vorher: du sollst hinunter gehen! — »ich will nicht hinunter gehn!«

Der Herr lief mißmuthig im Zimmer auf und ab, und brummte zwischen den Zähnen: hat man in seinem Leben eine solche Unverschämtheit gesehen! — Die Wirthin stand ganz verwundert da, und fragte von neuem: meine Herren, meine Herren, sagen Sie mir nur, was Sie vorhaben? — Jakob, ohne aus seiner Gleichmüthigkeit zu kommen, antwortete der Wirthin: mein Herr ist verrückt im Kopf; er ist ein Narr geworden.

Herr.

Ein Einfaltspinsel, willst du sagen.

Jakob.

Wie es Ihnen gefällig ist.

Herr (zur Wirthin.)

Haben Sie's gehört?

Wirthin.

Er hat Unrecht; aber seyn Sie nur ruhig und lassen Sie mich wissen, was vorgefallen ist.

Herr (zu Jakob.)

Rede, Schurke!

Jakob (zu seinem Herrn)

Reden Sie doch!

Wirthin (zu Jakob.)

Nun Mosje Jakob, reden Sie! Ihr Herr hat es Ihnen befohlen; und alles wohl überlegt, bleibt ein Herr immer Herr.

Jakob erklärte nun der Wirthin den ganzen Verlauf. — »Wollen Sie mich zur Schiedsrichterin annehmen, meine Herren?« sagte sie. — Jakob und sein Herr antworteten beide zugleich: Herzlich gern, herzlich

gern, Frau Wirthin. — »Und versprechen Sie mir auf Ihre Ehre, sich nach meinem Ausspruch zu richten?« — Jakob und sein Herr: auf Ehre! auf Ehre! . . . Nun setzte sich die Wirthin auf den Tisch, gab sich ein gravitätisches richterliches Ansehen, und sagte:

Nachdem Uns durch Mosje Jakob alles an- und vorgebracht worden, was vorgegangen ist, und daraus erhellet, wasmaaßen sein Herr ein sehr guter, ein nur zu guter Herr, und Jakob ein guter und nichts weniger als böser Diener ist, der aber zuweilen den absoluten und unveräußerlichen Besitz mit einer augenblicklichen und freiwilligen, auf nichts sich gründenden Konzession, zu verwechseln scheint: so annulliren Wir die Gleichheit, welche sich durch verjährtes Herkommen zwischen beiden ge-

gründet hat, stellen jedoch solche sogleich wieder von neuem her. Jakob geht hinunter, und wenn er hinunter gegangen ist, so kommt er wieder herauf, und tritt aufs neue in alle die Vorrechte ein, die er bis an diesen Tag genossen hat. Sein Herr reicht ihm die Hand, und sagt in freundschaftlichem Ton zu ihm: Guten Tag, Jakob! es freuet mich, dich wieder zu sehen. . . . Und Jakob antwortet: und ich, mein Herr, ich freue mich, wieder bey Ihnen zu seyn. . . . Wir verbieten beiden, dieses Vorfalls je wieder zu erwähnen, oder die Rechte des Herrn und des Dieners je wieder in Erwägung zu bringen. Auch wollen Wir, daß der eine befehlen, und der andere gehorchen soll, so weit es in jedes Kräften steht, und daß übrigens das, was der eine vermag und

der andere schuldig ist, in derselben Dunkelheit gehüllt bleiben soll, wie vorher.

Mit diesen Worten schloß sie den burlesken Urtheilsspruch, den sie aus irgend einem fliegenden Blatte dieser Zeit entlehnt zu haben schien, das im Publikum bey Gelegenheit eines ähnlichen Streites ausgestreuet worden war, wo man von einem Ende des Reiches bis zum andern den Herrn seinem Diener hatte zurufen hören: du sollst hinunter! und wo der Diener seinem Herrn wieder zugerufen hatte: ich will nicht hinunter! Kommen Sie, Mosje Jakob, fuhr sie fort, kommen Sie und geben Sie mir den Arm! ohne weitere Einwendungen den Arm! . . . Wehmüthig rief Jakob aus: so stand es also dort oben geschrieben, daß ich hinunter sollte! — Die Wirthin antwortete Jakob'en: ja, es

steht dort oben geschrieben: so bald man einen Herrn über sich setzt, muß man hinunter oder hinauf, vorwärts oder rückwärts, oder auf einer Stelle ausdauern, ohne daß es jemals der Willkühr der Füße überlassen bleibt, den Befehlen des Kopfes den Gehorsam zu verweigern. Her mit dem Arm! und daß mein Befehl auf das genaueste befolgt wird! — Jakob gab der Wirthin den Arm; doch kaum waren sie über die Schwelle der Thür, als der Herr Jakob'en nacheilte, ihn umarmte und ihn nur losließ, um der Wirthin um den Hals zu fallen. Indem er so beide wechselsweise umarmte, rief er aus: Ja, es steht dort oben geschrieben, daß ich mich nie von diesem Originale soll scheiden können, und daß er, so lange ich lebe, mein Herr, und ich sein Diener seyn soll. — So wie die

Sachen stehen, setzte die Wirthin hinzu, wird Ihnen beiden wohl dabey gerathen seyn.

Als die Wirthin diesen Streit, den sie für den ersten seiner Art hielt, der aber gewiß der hundertste war, auf diese Weise geschlichtet und Jakob'en wieder zu Gnaden hatte annehmen lassen, ging sie ihren Geschäften nach, und der Herr sagte zu Jakob: jetzt, da wir beide bey kaltem Blute und im Stande sind, vernünftig von einer Sache zu urtheilen, wollen wir . . .

Jakob.

Dieser Sache gar nicht mehr Erwähnung thun, weil wir beide bei unserer Ehre dem Friedensrichter versprochen haben, nie wieder davon anzufangen.

Herr.

Du hast Recht.

Jakob.

Könnten wir nicht, ohne eben wieder von dieser Sache anzufangen, hundert ähnlichen Fällen durch einen billigen Vertrag vorbeugen?

Herr.

Ich bin es zufrieden.

Jakob.

Nun so wollen wir ausmachen: primo, daß, weil einmal dort oben geschrieben steht, daß ich Ihnen unentbehrlich bin, und ich es auch fühle und weiß, daß sie mich nicht entbehren können — daß ich, sage ich, alle diese Vorrechte so oft werde mißbrauchen dürfen, als sich Gelegenheit dazu anbietet.

Herr.

Aber Jakob, wann hat je ein Herr einen solchen Kontrakt mit seinem Diener geschlossen?

Jakob.

Geschlossen oder nicht geschlossen — genug, das ist von jeher geschehen, geschieht noch, und wird geschehn, so lange die Welt steht. Glauben Sie nicht, daß Andere sich, wie Sie, bemühet haben werden, sich diesem Dekrete zu entziehen? und halten Sie Sich für geschickter, als alle andre Leute? Lassen Sie diesen Gedanken fahren, und unterwerfen Sie Sich dem Gesetze der Nothwendigkeit, weil es nicht in Ihrer Macht ist, ihm zu entgehn. Secundo wollen wir ausmachen: weil es nun für Jakob eine eben so große Unmöglichkeit ist, sein Uebergewicht und seine Gewalt über seinen Herrn nicht zu erkennen, als es für seinen Herrn eine ist, seine Schwachheit einzusehen und seiner Nachsicht zu entsagen; so soll Jakob unverschämt seyn dürfen und

zur Aufrechthaltung des Friedens sein Herr gar nicht thun, als ob er das gewahr würde. Denn dieses alles ward dort oben niedergeschrieben, ohne daß sie ein Wort davon wußten, und in eben dem Augenblicke dort oben unterzeichnet und besiegelt, wo die Natur Jakob'en und seinen Herrn hervorbrachte. Es ward dort oben beschlossen, daß Sie den Titel führen und ich im Besitz der Sache seyn sollte. Wollten Sie Sich gleich dem Willen der Natur widersetzen, so würden Sie doch nichts ausrichten und all' ihr Bestreben vergeblich seyn.

Herr.

Aber unter diesen Umständen wäre dein Loos ja besser, als das meinige!

Jakob.

Wer streitet Ihnen denn das ab?

Herr.

Und ich thäte am besten, deinen Platz einzunehmen und dich an den meinigen zu stellen!

Jakob.

Wissen Sie, was dann geschehen würde? Sie würden auch den Titel verlieren und die Sache doch nicht besitzen. Lassen Sie uns bleiben, wie wir sind! Wir befinden uns ja alle beide so recht wohl, und wollen den Ueberrest unsers Lebens dazu anwenden, ein Sprichwort zu spielen.

Herr.

Welches Sprichwort?

Jakob.

Der Diener führt seinen Herrn am Strickchen! — Wir werden die ersten seyn, von denen man es sagt; aber es wird bey tausend Andern wiederholt werden,

die vielleicht mehr werth sind, als Sie und ich.

Herr.

Das dünkt mich hart, sehr hart!

Jakob.

Herr, lieber Herr, läcken Sie nicht wider den Stachel; er sticht Sie sonst noch mehr. Also, das wäre nun zwischen uns ausgemacht.

Herr.

Aber wozu bedarf es unserer Einwilligung bey einem nothwendigen Gesetze?

Jakob.

O, es bedarf ihrer recht sehr! Halten Sie es denn für etwas so unnöthiges, einmal recht klar und deutlich zu wissen, wie man mit einander steht? Alle unsere Fehden und Streitigkeiten sind die ganze Zeit über daher gekommen, daß wir uns noch nie

recht offenherzig ins Gesicht gesagt hatten: Sie, daß Sie mein Herr heißen wollten; und ich: daß ich ihr Herr seyn sollte. Doch nunmehr ist alles in's Reine gebracht, und jetzt dürfen wir uns nur darnach richten und so mit einander fortleben.

Herr.

Aber wo Teufel hast du das alles her?

Jakob.

Aus dem großen Buche. Ach, Herr! man mag noch so viel überlegen, sinnen und in allen möglichen Büchern der Welt studieren — man bleibt doch immer und ewig ein Ignorant, wenn man nicht in dem großen Buche gelesen hat ....

Den Nachmittag klärte sich das Wetter auf, und einige Reisende brachten die Nachricht, daß die Fuhrt zu passiren sey. Ja-

kob ging in den Stall, und sein Herr bezahlte die Frau Wirthin reichlich. Vor der Thür des Gasthofs wimmelte es von Passagieren, die durch das böse Wetter aufgehalten worden waren, und sich nun anschickten, ihren Weg fortzusetzen. Unter diesen Passagieren befanden sich denn auch Jakob und sein Herr, der Marquis von Arcis und sein Reisegefährte. Die Fußgänger griffen zu ihren Wanderstäben und Schnappsäcken, die Fahrenden setzten sich in ihre Kaleschen oder Wagen, und die Reiter schwangen sich auf ihre Pferde. Die freundliche Wirthin stand mit einer Flasche in der Hand in der Thür, schenkte allen ein, und reichte zu trinken, ohne sich selbst zu vergessen. Man sagte ihr allerley Artiges und Verbindliches, was sie denn höflich und freundlich erwiderte. End-

lich gab man den Pferden die Sporn, grüßte einander und ritt von dannen.

Es fügte sich, daß Jakob und sein Herr, der Marquis von Arcis und sein Gefährte einerley Weg zu machen hatten. Von diesen vier Personen, lieber Leser, ist dir der letzte noch unbekannt. Er hatte kaum sein zwei und zwanzigstes oder drei und zwanzigstes Jahr zurückgelegt, und war so blöde und schüchtern, daß man es auf seinem Gesichte lesen konnte. Den Kopf trug er ein wenig nach der linken Schulter hangend, war sehr still, redete wenig, und hatte fast gar keinen Weltton. Machte er einen Bückling, so neigte er den obern Theil seines Körpers, ohne die Beine zu bewegen; saß er, so hatte er die Angewohnheit, die Schöße seines Kleides über seine Dickbeine zu schlagen, die Hän-

de durch den Schlitz zu stecken und so dem Gespräch mit halb geschlossenen Augen zuzuhören. Alle diese Sonderbarkeiten hatten ihn in Jakobs Augen gar bald enträthselt. Er näherte sich seinem Herrn, und flisterte ihm in's Ohr: ich wette, dieser junge Mann hat in einer Mönchskutte gesteckt. — »Warum Jakob?» — Sie werden's sehen. —

Unsre vier Reisende leisteten also einander Gesellschaft, und unterhielten sich vom Regen, vom schönen Wetter, von der Frau Wirthin, vom Herrn Wirth und von dem Zanke des Marquis von Arcis wegen eines Hundes. Diese hungrige und schmutzige Bestie hatte sich beständig an seinen Strümpfen abgewischt. Nachdem er sie einigemal vergeblich mit der Serviette weggescheucht, gab er ihr endlich

aus Ungeduld einen derben Tritt. — Nun lenkte sich auf einmal das Gespräch auf die sonderbare Liebe und den eigenen Hang, den das weibliche Geschlecht zu den Thieren hat. Jeder sagte seine Meinung darüber. — »Jakob was denkst du davon?« fragte ihn sein Herr.

Jakob fragte seinen Herrn wieder: ob er nicht bemerkt hätte, daß arme Leute, wenn sie auch noch so sehr im Elend schmachteten und nicht einen Bissen Brodt hätten, sich doch Hunde hielten? Ferner, ob er nicht bemerkt hätte, daß die Hunde, die man abgerichtet, allerley Künste zu machen, z. B. auf zwei Beinen zu gehen, zu tanzen, zu apportiren, über den Stock zu springen, sich todt zu stellen u. s. w. eben durch eine solche Erziehung die unglücklichsten Kreaturen auf der Welt ge-

worden wären? Daraus folgerte nun Jakob weiter, daß jeder Mensch den andern befehlen wolle; und weil das Thier in der menschlichen Gesellschaft unmittelbar seinen Platz nach der Klasse der letzten und geringsten Bürger des Staats einnehme, die sich von allen andern Klassen befehlen lassen müsse: so halte sich jedes Glied dieser Klasse ein Thier, um doch auch etwas zu haben, dem es befehlen könne. Daher kommt es denn, fuhr Jakob fort, daß jedermann auf der Welt seinen Hund hat. Der Minister ist des Königs Hund; der erste Kommis, des Ministers Hund; die Frau ist des Mannes Hund, oder der Mann der Frauen Hund; Favorit ist der Hund der Dame, und Thibaud der Hund des Tagelöhners, der an der Gassenecke sitzt. Wenn mein Herr mich zum Schwatzen

bringt, ob ich gleich gern schweigen möchte, (was indeß, die Wahrheit zu gestehen, bey mir selten der Fall ist) oder wenn er mich, da ich doch gern schwatzen möchte, schweigen läßt, (was bey mir äußerst schwer hält) oder wenn er von mir die Erzählung meiner Liebesgeschichte verlangt, und ich lieber von etwas anderm redete; oder wenn er mich in der Erzählung meiner Liebesgeschichte, die ich angefangen habe, unterbricht — bin ich dann etwas anders, als sein Hund? Die schwachen Menschen sind die Hunde der Menschen von starkem Geiste!

Herr.

Aber Jakob, diese Liebe zu den Thieren bemerke ich nicht bloß bey geringen Leuten. Ich kenne auch große Damen, die von einer ganzen Kuppel Hunde umgeben sind,

ohne die Katzen, Papageyen und andre Vögel zu rechnen.

Jakob.

Das ist denn Satire auf diese Damen und auf alles, was sie umgiebt. Sie lieben keinen Menschen, und kein Mensch liebt sie; so verschwenden sie denn an Hunde ein Gefühl, mit dem sie nichts anzufangen wissen.

Marquis von Arcis.

Thiere lieben, oder sein Herz an Hunde wegwerfen, ist in Wahrheit höchst sonderbar.

Herr.

Was an diese Thiere verschwendet wird, wäre oft hinreichend, zwey oder drey arme Nothleidende zu ernähren.

Jakob.

Nimmt Sie's nun noch Wunder?

Herr.

Nein.

Der Herr Marquis von Arcis richtete seine Augen auf Jakob, lächelte über seine Einfälle, wendete sich hierauf zu seinem Herrn, und sagte: Sie haben hier einen Diener, der nicht unter die von gemeinem Schlage gehört.

Herr.

Einen Diener? Sie sind sehr gütig. Ich, ich bin sein Diener, und es hat wenig gefehlt, daß er es mir nicht noch diesen Morgen in aller Form bewiesen hätte.

Während man so mit einander plauderte, langte man an dem Orte des Nachtlagers an, und logierte zusammen auf Einem Zimmer. Jakobs Herr und der Marquis von Arcis aßen des Abends mit einander; für Jakob und den jungen Men-

schen ward besonders gedeckt. Jakobs Herr entwarf dem Marquis in vier Worten Jakobs Geschichte und seinen Hang zum Fatalismus. Der Marquis sprach von dem jungen Menschen, seinem Begleiter. Er war ein Prämonstratensermönch gewesen, und durch einen Vorfall genöthigt worden, das Kloster zu verlassen. Einige Freunde hatten ihn dem Marquis empfohlen, und dieser ihn dann, bis sich eine bessere Versorgung fände, einstweilen zu seinem Secretair gemacht. Das ist doch drollig, sagte Jakobs Herr. —

Marquis von Arcis.

„Was finden Sie darin so drolliges?" —

Herr.

Ich meine Jakob. Kaum kamen wir aus dem Gasthofe, den wir eben verlassen haben, so raunte er mir zu: betrachten Sie

einmal diesen jungen Menschen. Ich wette darauf, er ist ein Mönch gewesen. —

Marquis.

Er hat es errathen; ich weiß nicht woher? — Pflegen Sie zeitig zu Bette zu gehen?

Herr.

Nein, gewöhnlich nicht, und diesen Abend werde ich es um so weniger thun, da wir heute nur eine halbe Tagereise gemacht haben.

Marquis.

Wenn Sie nichts vorhaben, was Sie nützlicher oder angenehmer beschäftigen kann, so will ich Ihnen die Geschichte meines Sekretairs erzählen. Ich versichere Ihnen zum voraus, sie gehört nicht unter die alltäglichen. —

Herr.

Ich werde Ihnen mit Vergnügen zuhören.

Und Jakobs Liebesgeschichte? höre ich dich Leser sagen. — Glaubst du, daß ich nicht eben so neugierig darauf bin, wie du? Hast du vergessen, daß Jakob gern spricht, und sonderlich gern von sich spricht? Eine Sucht, die Leuten von seinem Stande allgemein anklebt; eine Sucht, die sie aus ihrer Niedrigkeit zieht, sie auf die Tribune emporhebt, und plötzlich in wichtige Personen umschafft! Was glaubst du wohl, daß den gemeinen Mann zu den öffentlichen Hinrichtungen lockt? Unmenschlichkeit? Du irrst dich; der gemeine Mann ist nicht unmenschlich.

Den armen Sünder, um dessen Blutgerüst er sich drängt — o, er würde ihn gern aus den Händen der Gerechtigkeit befreien, wenn er nur könnte! aber er sucht auf dem Richtplatz ein Schauspiel

auf, das er bey seiner Rückkehr nach seiner Hütte wieder erzählen könne. Ob er dieses oder jenes erzählt, das ist ihm gleichgültig, wenn er nur eine Rolle spielen, seine Nachbarn um sich her versammeln und sie zu seinen Zuhörern machen kann. Man gebe auf den Boulevards von Paris ein Freudenfest, und der Greve-Platz wird gewiß leer seyn. Das gemeine Volk ist begierig nach öffentlichen Schauspielen, und läuft danach, weil es durch das Zuschen amüsirt wird, und weil die Erzählung, die es bey seiner Rückkunft davon macht, es von neuem amüsirt. Das gemeine Volk ist schrecklich in seiner Wuth; aber sie hält nicht an. Sein eigenes Elend hat es mitleidig gemacht; es wendet die Augen von dem Schauspiele des Schreckens weg, das es aufzusuchen kam; es wird

weichherzig, und geht mit Thränen von dannen . . . Alles, was ich dir da sage, Leser, weiß ich aus Jakobs Munde, und bekenne es dir willig, weil ich nicht gern mit erborgtem Witze prunke. Jakob kannte weder das Wort Laster, noch das Wort Tugend. Er behauptete, man sey entweder glücklich oder unglücklich geboren. Hörte er die Worte Belohnung oder Strafe nennen, so zuckte er die Achseln. Seiner Meinung nach war Belohnung Aufmunterung der Guten, Strafe Schrekken der Bösen. Was kann es anders seyn, sagte er, sobald es unter dem Monde keinen freien Willen giebt und unser Schicksal dort oben geschrieben steht? Er war überzeugt, daß ein Mensch den Weg, der zum Ruhm oder zur Schmach führt, eben so unausbleiblich wandern muß, wie eine

Kugel, die ein Gewissen hätte, doch nothwendig den Abhang eines Berges hinunter rollen müßte. »Kennten wir, fuhr er fort, die Kette der Ursachen und Wirkungen, welche das Leben eines Menschen, vom ersten Augenblick der Geburt an, bis zu seinem letzten Hauche, ausmachen, so würden wir überzeugt werden, daß er nichts weiter gethan hat, als was er nothwendig thun mußte.« Ich habe ihm oft widersprochen, doch ohne daß es etwas gefruchtet hätte. In Wahrheit, was soll man auch dem Manne antworten, der zu uns sagt: »die Summe der Elemente, aus welchen ich bestehe, mag auch noch so groß seyn, so bin ich doch nur Eins, und Eine Ursache hat nur Eine Wirkung. Ich bin immer nur Eine Ursache gewesen; ich habe daher auch immer nur Eine Wirkung her-

vorzubringen gehabt. Meine Lebensdauer war also bloß eine Reihe von nothwendigen Wirkungen.« So vernünftelte Jakob, weil ihm sein Hauptmann alle diese Meinungen in den Kopf gesetzt, die er, der Hauptmann, wieder aus seinem Spinoza gesogen hatte, den er auswendig wußte. Nach diesem System könnte man sich einbilden, Jakob habe sich über nichts gefreuet, oder betrübt; allein, nicht also! Er machte es ungefähr so, wie du und ich. Er dankte dem, der ihm Gutes that, damit er ihm noch mehr Gutes thun möchte; er gerieth in Zorn über den ungerechten Mann; und machte man ihm den Einwurf, daß er so dem Hunde gleiche, der in den Stein beißt, womit man ihn geworfen hat; so gab er zur Antwort: »mit nichten! der gebissene Stein bessert sich

nicht; aber der ungerechte Mann wird durch den Prügel zur Erkenntniß gebracht.» Oft war er so inkonsequent wie du und ich, und vergaß seine Grundsätze, ausgenommen in gewissen Fällen. Wenn seine Philosophie ihn augenscheinlich dominirte, dann pflegte er zu sagen: »das mußte so und nicht anders geschehen; denn es stand dort oben so im großen Buche geschrieben.» Er suchte dem Uebel vorzubeugen, und betrug sich klug, trotz seiner großen Verachtung für Klugheit. War ihm etwas zugestoßen, so betete er sein Sprüchelchen, und fand sich getröstet. Uebrigens war er ein guter Mann, treuherzig, bieder, wacker, treu, ein großer Starrkopf, und — es that ihm so leid wie mir und dir, daß er die Erzählung seiner Liebesgeschichte angefangen hatte, fast ohne Hoffnung zu haben,

daß er sie zu Ende bringen könnte. Also, Leser, rathe ich dir, dich vorzusehen, und dich darauf gefaßt zu machen, in Ermangelung von Jakobs Liebesgeschichte, dich an den Abentheuern des Sekretairs des Marquis von Arcis zu begnügen. Ueberdies seh' ich den armen Jakob, wie er seinen Hals mit einem breiten Schnupftuch umbunden hat; wie seine Reiseflasche, die sonst nur mit gutem Weine angefüllt war, jetzt lauter Tissane enthält; wie er hustend auf die Wirthin und ihren Champagnerwein schimpft, was er gewiß nicht thun würde, wenn er sich erinnerte, daß alles dort oben geschrieben steht, sogar seine Katharre. Und dann, Leser, die ewigen Liebesgeschichtchen! eins, zwey, drey, vier Liebesgeschichtchen, die ich dir schon erzählt habe, drey, oder vier andere Liebes-

geschichten, die dir noch einfallen — wahrhaftig, das sind ja Liebesgeschichten die Fülle! Zwar ist es auf der andern Seite wahr, daß man, da man für dich schreibt, entweder Verzicht auf deinen Beifall thun, oder dich nach deinem Geschmacke bedienen muß, der für Liebesgeschichten ganz entschieden ist. Alle eure Novellen, ihr Leser, in gebundener oder ungebundener Rede, in Reimen oder in Prosa sind Liebesgeschichtchen! Fast alle eure Gedichte, Elegien, Eklogen, Idyllen, Lieder, Episteln, Komödien, Trauerspiele, Opern, sind Liebesgeschichten! Fast alle eure Schildereien und Bildhauereien sind Liebesgeschichtchen! So lange ihr lebt, hat man euch mit nichts als Liebesgeschichten genährt, und ihr seyd ihrer doch nicht überdrüßig geworden; man hat euch zu dieser Diät verdammt, und

wird euch noch lange dazu verdammen, euch alle, ihr Männer und Frauen, ihr großen und kleinen Kinder, ohne daß euch vor dieser losen Speise je ekeln wird! ... Wahrhaftig, das ist wunderbar! Ich wünschte, daß die Geschichte des Sekretairs des Marquis von Arcis auch eine Liebesgeschichte wäre! aber mir ist bange, daß dies nicht der Fall ist, und daß sie Langeweile machen wird. Desto schlimmer für den Marquis von Arcis, für Jakobs Herrn, für dich Leser, und für mich! —

Es kommt eine Zeit, wo fast alle junge Mädchen und fast alle Jünglinge eine Anwandelung von Schwermuth befällt: sie fühlen sich von einer Unruhe gefoltert, die überall unstet umherschweift und nirgends etwas findet, was sie stillen könnte; sie suchen die Einsamkeit auf; sie weinen; die

klösterliche Stille rührt sie; das Bild des Friedens und der Ruhe, die in den Wohnungen der Kläusner zu herrschen scheinen, verführt sie; sie sehen die ersten Aufwallungen eines Temperaments, das sich zu entwickeln anfängt, für Gottes Ruf an; und gerade in dem Augenblick, wo die Natur ihnen am stärksten anliegt, ergreifen sie eine Lebensart, die ganz den Wünschen der Natur entgegen ist. Doch der Irrthum dauert nicht lange; der Ausdruck der Natur wird deutlicher; man fühlt und erkennt ihn, und das sequestrirte Geschöpf wird nun von Reue, Tiefsinn, Vapeurs, Verzweiflung oder Verwirrung des Verstandes ergriffen. . . . Mit diesem Eingange fing der Marquis von Arcis seine Erzählung an. Im siebzehnten Jahre seines Lebens wurde Richard (so heißt

mein Sekretair) der Welt überdrüssig, floh aus dem väterlichen Hause, und wurde ein Prämonstratensermönch?

Herr.

Ein Prämonstratensermönch? Das machte er gut; sie sind weiß, wie die Schwäne, und der heilige Norbert, der sie stiftete, vergaß nur eine einzige Sache in seinen Statuten. . . .

Marquis.

Jedem seiner Mönche ein vis - à - vis anzuweisen!

Herr.

Wenn die Liebesgötter nicht gewohnt wären, ganz nackend zu gehn, so würden sie sich gewiß wie Prämonstratensermönche kleiden. Es herrscht in diesem Orden eine ganz eigene Politik. Man erlaubt den Umgang mit einer Herzogin, einer Mar-

quise, einer Gräfin, einer Präsidentin, selbst einer Finanzpächterin, aber nicht mit einer Bürgerin. Selten wird man einen Prämonstratensermönch in einem Laden sehen, wenn gleich die Kaufmannsfrau noch so hübsch wäre.

Marquis.

Eben das sagte mir Richard. Auch er würde sein Gelübde gleich nach Verlauf der beiden Novizjahre abgelegt haben, wenn seine Eltern sich nicht dagegen gesetzt hätten. Sein Vater verlangte, daß er wieder zu ihm in sein väterliches Haus ziehen und daselbst, unter Beobachtung sämtlicher Regeln des Klosterlebens, seinen Beruf zum Mönchsstande noch ein Jahr auf die Probe setzen sollte. Dieser Vertrag wurde von beiden Theilen getreulich beobachtet. Als das Probejahr unter den Augen der Fa-

milie verstrichen war, bestand Richard von neuem darauf, sein Gelübde abzulegen. Sein Vater gab ihm zur Antwort: ich habe dir ein Jahr zugestanden, um deinen letzten Entschluß zu fassen; ich hoffe, du wirst nun auch mir ein Jahr nicht abschlagen, um auch den meinigen zu nehmen. Uebrigens erlaube ich dir, dieses Jahr zuzubringen, wo es dir gefällig ist . . . . . Während dieses Aufschub-Jahres nahm ihn der Abt des Ordens zu sich, und in dieser Zwischenzeit wurde er in eins von den Abentheuern verwickelt, die sich nur in Klöstern zutragen. Damals stand an der Spitze eines Klosters des Ordens ein Superior von einem ganz außerordentlichen Charakter, der sich Pater Hudson nannte. Pater Hudson hatte die interessanteste Bildung: eine große Stirn, ein ovales

Gesicht, eine Habichtsnase, große blaue Augen, schöne breite Backen, einen schönen Mund, schöne Zähne, ein feines Lächeln, einen Kopf, den ein Wald von weißen Haaren deckte, welche das Interessante seiner Gestalt durch Würde und Ehrfurcht vermehrten. Witz, Kenntnisse, lustiger Humor, der größte Anstand im Reden und Betragen, Liebe zur Ordnung, Liebe zur Arbeit — das Alles zeichnete ihn aus. Aber dazu gesellten sich die ungestümsten Leidenschaften, der ausschweifendste Hang zu Vergnügungen, sonderlich mit dem schönen Geschlecht, ein Geist der Kabale, der bis zur größten Finesse getrieben war, eine Zügellosigkeit der Sitten und ein Despotismus gegen seine Klosteruntergebenen, die alle Vorstellung übersteigen. Als er die Aufsicht über dieses Kloster erhielt, war es von un-

wissendem Jansenismus angesteckt; die Studien wurden nachlässig getrieben; die weltlichen Angelegenheiten befanden sich in der größten Unordnung; die klösterlichen Pflichten waren ganz aus der Observanz gekommen; der Gottesdienst wurde mit der größten Unanständigkeit gehalten; und die überflüssigen Wohnungen waren mit ausschweifenden Kostgängern angefüllt. Pater Hudson bekehrte oder entfernte die Jansenisten; er führte in eigener Person bey den Studien den Vorsitz; brachte die weltlichen Angelegenheiten wieder in Ordnuug; stellte die Beobachtung der Ordensregeln in ihrer alten Kraft her; führte Regelmäßigkeit und Wohlstand bey dem Gottesdienst ein; trieb die Kostgänger aus, die durch ihren Wandel Aergerniß gaben, und machte aus seiner Gemeine ein Muster von Erbauung

und Gottesfurcht. Aber er selbst sprach sich von diesen strengen Sitten frey, über welche er so scharf bey andern hielt. Er war nicht so einfältig, sich selbst das eiserne Joch aufzulegen, unter welchem er seine Untergebenen zu schmachten zwang. Auch fühlten sie alle gegen den Pater Hudson eine heimlich zurückgehaltene, und eben deshalb um so heftigere und gefährlichere Erbitterung: jeder war sein Feind und sein Auflaurer; jeder beschäftigte sich insgeheim, die Hüllen, die Hudson über seinen Wandel breitete, zu durchschauen und aufzudecken; jeder hielt sich ein eigenes Register von seinen heimlichen Sünden und Ausschweifungen; jeder hatte sich vorgenommen, ihn zu stürzen. Hudson konnte keinen Schritt thun, wo man ihm nicht auf der Spur nachfolgte; kaum fä-

delte er ein neues Verständniß ein, so war es auch schon entdeckt und bekannt. Der Abt des Ordens besaß ein Haus, welches an das Kloster stieß; dieses hatte zwei Thüren, von denen die eine auf die Straße, und die andere in das Kloster ging. Hudson hatte die Schlösser erbrochen, und die Abts-Wohnung war der Schauplatz seiner nächtlichen Orgien, und das Bett des Abtes die Lagerstätte seiner Freuden geworden. Sobald die Nacht einbrach, ließ er in eigener Person durch die Straßenthüre Frauenzimmer von allen Ständen und Klassen in das Haus ein, und hielt mit ihnen die leckersten Abendmahlzeiten. Hudson hatte den einen Beichtstuhl zu besorgen, und alle seine Beichtkinder weiblichen Geschlechts, die der Mühe lohnten, zu verführen gewußt. Unter diesen Beichtkindern befand

sich eine junge Zuckerbäckerin, die durch ihre Schönheit und Koketterie in ihrem Viertel Aufsehn machte. Hudson verschloß sie, da er sie nicht öffentlich besuchen konnte, in sein Serail. Diese Art von Entführung erregte natürlicher Weise bey den Eltern und dem Manne Verdacht. Sie ließen sich bey Hudson melden. Er empfing sie mit einem bestürzten Wesen; aber eben als die guten Leute im Begriff waren, ihm ihr Anliegen zu klagen, ward mit der Glocke geläutet, (es war Abends gegen sechs Uhr.) Sogleich hieß Hudson sie schweigen, nahm seinen Hut ab, stand auf, machte ein großes Zeichen des Kreuzes, und fing in einem salbungsreichen und inbrünstigen Ton an zu beten: Angelus domini nunciavit Mariae etc. . . . . Mehr bedurft' es nicht, dem Vater und den Brü-

der der Zuckerbäckerin eine Schamröthe abzujagen, daß sie einen so heiligen und erbaulichen Mann hätten in Verdacht haben können. Im Weggehen wuschen sie schon auf der Treppe dem Manne tüchtig den Kopf. »Herr Schwiegersohn, Sie sind nicht gescheidt!... Herr Schwager, schämen Sie Sich nicht? So ein Mann, der das Angelus betet! so ein Heiliger!» — An einem Winterabend, als Hudson nach seinem Kloster zurückkehrte, ging ihn auf der Straße eine von jenen verworfenen Kreaturen an, welche den Vorübergehenden ihre Liebkosungen anzutragen pflegen. Er fand sie hübsch, und ging mit ihr. Kaum aber war er auf ihrem Zimmer, als die Schaarwache es besetzte. Eine Geschichte wie diese, würde hinreichend gewesen seyn, der Reputation jedes Andern den Garaus zu machen! Aber

Hudson hatte Kopf, und dieser Vorfall erwarb ihm im Gegentheil das Wohlwollen und den Schutz des Polizei-Beamten. Als er vor ihn gebracht ward, redete er ihn folgendergestalt an: Ich heiße Hudson, und bin Superior eines Klosters. Als ich in dieses Kloster kam, war darin alles in der größten Unordnung, Wissenschaft, Disciplin, Sitten in gänzlichem Verfall. Das Geistliche wurde bis zum Skandal vernachlässigt, und die Zerrüttung des Weltlichen drohte dem Kloster den nahen Untergang. Ich habe alles wieder in Flor und Aufnahme gebracht; aber ich bin Mensch, und habe mich lieber an ein verworfenes Geschöpf machen, als ein ehrliches Mädchen verführen wollen. Machen Sie nun mit mir, was Ihnen gefällig ist. . . . Der Polizei-Beamte empfahl ihm für die Zukunft

mehr Behutsamkeit, versprach ihm, den ganzen Vorfall zu unterdrücken, und äußerte ihm zugleich sein Verlangen, mit ihm in genauere Bekanntschaft zu kommen. Unterdessen hatten Hudsons Feinde im Kloster, ein jeder für sich, dem General des Ordens schriftliche Aufsätze und Klageschreiben zugeschickt, worin Hudsons unordentlicher Lebenswandel mit den deutlichsten Farben abgeschildert wurde. Der General war ein Jansenist, und folglich geneigt, Rache für die Art von Verfolgung zu nehmen, welche Hudson gegen die Anhänger seiner Meinungen ausgeübt hatte. Er würde entzückt gewesen seyn, wenn er den Vorwurf der Zucht- und Sittenlosigkeit, den man einem Vertheidiger der Bulle machte, auf die Sekte hätte ausdehnen können. Dem zufolge händigte er die verschiedenen eingelaufenen

Register von Hudsons Sünden zweien Kommissarien ein, die er heimlich mit dem Befehl abfertigte, zu ihrer Verificirung zu schreiten und sie gerichtlich bestätigen und erweisen zu lassen. Dabey schärfte er ihnen vorzüglich ein, bey dem Verfahren in diesem Geschäfte mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehen, weil dieses das einzige Mittel sey, plötzlich den Schuldigen zu stürzen und ihm den Schutz des Hofes und Mirepoix's zu entziehen, in dessen Augen der Jansenismus das größte aller Verbrechen, und die Unterwürfigkeit gegen die Bulle Unigenitus die erste aller Tugenden war. Mein Sekretair Richard war einer von diesen beiden Kommissarien.

Beide verließen also das Novizenhaus, verfügten sich in Hudsons Kloster, und schritten nun im Stillen und Verborgenen

zur Untersuchung. Sie hatten bald eine Liste von mehr Bubenstücken und Schandthaten zusammen gebracht, als nöthig gewesen wäre, funfzig Mönche in pace zu schicken. Ihr Aufenthalt dauerte lange; aber sie verfuhren so vorsichtig und klug, daß auch nicht das Geringste bekannt wurde. So pfiffig Hudson auch war, so stand er doch schon am Rande seines Unterganges, ohne die mindeste Ahndung davon zu haben. Doch daß diese neuen Ankömmlinge sich so wenige Mühe gaben, ihm den Hof zu machen; daß sie den Endzweck ihrer Reise so geheim hielten; daß sie bald einzeln, bald zusammen in die Stadt gingen; ferner ihre häufigen Konferenzen mit den andern Mönchen; die Klasse von Leuten, die sie besuchten und von denen sie wieder besucht wurden: das alles machte ihn zuletzt

doch ein wenig unruhig. Er gab auf sie Acht, und ließ durch Andere auf sie Acht geben. Nun war der Gegenstand ihrer Reise ihm bald kein Geheimniß mehr. Doch er kam darüber nicht aus der Fassung, sondern sann nur ämsig der besten Art und Weise nach, nicht wie er dem Ungewitter, das ihm drohete, entgehen, sondern wie er es den beiden Kommissarien selbst über den Hals schicken wollte. Endlich fiel er auf folgendes außerordentliche Mittel. Er hatte ein junges Mädchen verführt, und hielt sie in der Vorstadt Saint Medard versteckt, wo er ihr ein kleines Zimmer gemiethet hatte. Zu dieser eilte er. »Liebes Kind,« rief er beim Eintritt, »alles ist entdeckt! wir sind verloren. Ehe acht Tage vergehen, sperrt man dich in's Zuchthaus, und der Himmel weiß, was man mit mir

vornehmen wird! Doch überlasse dich nicht der Verzweifelung, halte dich nicht mit unnöthigen Klagen auf, sondern fasse dich, und höre mich an. Befolge, was ich dir sagen werde; befolge es pünktlich, ich nehme das übrige auf mich. Morgen reise ich auf's Land. In meiner Abwesenheit gehe zu zwey Mönchen, die ich dir nennen will, (er nannte ihr die beiden Kommissarien) und verlange eine geheime Unterredung mit ihnen. Wenn du mit ihnen allein bist, so fall auf die Knie, bitte sie um ihre Hülfe, flehe ihre Gerechtigkeit an, und sag: sie möchten deine Fürsprecher bey dem General seyn, über den sie, wie du wüßtest, so viel vermöchten. Weine, heule, schluchze, raufe dir die Haare aus. Erzähle ihnen unsere ganze Geschichte, und zwar auf eine Art, die ihnen recht viel Abscheu gegen

mich, und recht viel Mitleiden mit dir einflößen muß. — »Wie? lieber Hudson, ich soll ihnen sagen« .... Ja, sag' ihnen, wer du bist, wem du angehörst; daß ich dich verführt, im Beichtstuhl verführt; daß ich dich aus dem Schooße deiner Eltern geraubt, und dich in dem Hause verborgen habe, wo du noch bist; sag' ihnen, ich hätte dich dem Elend und Mangel Preis gegeben, nachdem ich dich um deine Ehre gebracht und dich dem Laster überliefert hätte. Sag' ihnen, du wüßtest nicht mehr, was du anfangen solltest — »Aber, lieber Pater!« — Thue, was ich dir angerathen habe, oder noch anrathen werde; wo nicht, so mache dich auf dein und mein Unglück gefaßt. Die beiden Mönche werden nicht ermangeln, dich zu beklagen, dich ihres Beystandes zu versichern und sich eine zwey-

te Zusammenkunft von dir auszubitten, die du ihnen auch zusagen mußt. Sie werden Erkundigung von dir und deinen Eltern einziehen; und da du ihnen nichts gesagt hast, als was wahr ist, so kann dich nichts ihnen verdächtig machen. Wenn diese erste und zweyte Zusammenkunft vorbey seyn wird, will ich dir vorschreiben, was du bey der dritten zu thun hast. Jetzt denke nur darauf, deine Rolle gut zu spielen.

Alles geschah so, wie Hudson es angelegt hatte. Er verreiste zum zweytenmal. Die Kommissarien gaben dem jungen Mädchen davon Nachricht, und sie kam wieder in das Kloster. Jene ließen sich ihre unglückliche Geschichte von ihr noch einmal erzählen. Während der eine sie anhörte, notirte sich der andere verschiedenes daraus in seine Schreibtafel. Sie beseufzten ihr

Schicksal, gaben ihr Nachricht von dem trostlosen Zustand ihrer Eltern, der nur zu gegründet war, und gelobten ihr Sicherheit für ihre Person und schleunige Rache an ihrem Verführer; doch unter der Bedingung, daß sie ihre Aussage durch ihre eigenhändige Unterschrift bekräftigte. Dieser Vorschlag schien ihr Anfangs zuwider zu seyn; man bestand aber darauf, und sie gab ihre Einwilligung. Jetzt war nur noch die Rede von dem Tage und der Stunde, wo ihre Aussage zu Protokoll genommen und von ihr unterschrieben werden sollte, wozu Zeit und Bequemlichkeit erfordert ward. . . . »Hier geht es unmöglich an; denn wenn der Prior zurück käme und mich gewahr würde . . . Zu mir zu kommen, das kann ich ihnen auch nicht zumuthen» . . . . Das Mädchen und die beiden Kommissarien

schieden von einander und nahmen sich wechselsweise vor, mit Muße darüber nachzudenken, wie diesen Schwierigkeiten abzuhelfen wäre.

Noch denselben Tag erfuhr Hudson, was vorgegangen war, und kam außer sich vor Freude; denn er sah sich nun seinem Triumphe nahe. »Nun sollen die guten Tröpfe bald sehen, mit wem sie es zu thun haben! Nimm die Feder, liebes Kind,« fuhr er fort, »und bestelle sie nach einem Hause, das ich Dir nennen will. Die Zusammenkunft dort werden sie sich gewiß gefallen lassen: das weiß ich zuvor; denn es ist ein ehrbares Haus, und die Frau, die es bewohnt, steht in der Nachbarschaft und bey allen Miethsleuten in dem besten Ruf.« Diese Frau gehörte aber unter die heimlichen Praktikenmacherinnen, die äußerlich

die Gottesfürchtigen und Tugendhaften spielen, sich in den besten Häusern einnisteln, einen sanften, schmeichelnden, liebreichen Ton haben, und das Vertrauen der Mütter und Töchter zu erschleichen wissen, um sie zum Bösen zu verführen. Zu diesem Geschäfte brauchte sie auch Hudson; sie war seine Kupplerin. Ob er ihr auch das Geheimniß dieser Zusammenkunft anvertraute oder nicht, das ist mir unbekannt. Wirklich nahmen die beiden Abgeschickten des Generals die vorgeschlagene Zusammenkunft an, und begaben sich dahin. Die Praktikenmacherin entfernte sich, und ließ sie mit dem jungen Mädchen allein. Man war beschäftigt, ihre Aussage zu Papiere zu bringen, als mit einemmal ein großer Lärm im Hause entstand. — »Meine Herren, wen suchen Sie?« — Wir

suchen die Frau Simon (so hieß die Unterhändlerin.) — »Hier ist ihre Thür.« — Nun ward heftig an die Thür geschlagen. »Meine Herren, sagte das junge Mädchen zu den beiden Geistlichen, »soll ich antworten?« — Antworte! — »Soll ich aufmachen?« — Aufgemacht! — Der draußen so rief, war ein Polizeikommissair, Hudson's sehr genauer Bekannter; denn mit wem war er nicht bekannt? Hudson hatte ihm die Gefahr, worin er schwebte, entdeckt, und ihm seine Rolle vorgeschrieben. »Aha!« rief der Kommissair beym Hereintreten, »zwey Mönche mit einem Freudenmädchen allein und eingeschlossen? Sie ist nicht übel!« — Das junge Mädchen war in einem so unanständigen Anzuge, daß es unmöglich war, sich in ihrem Gewerbe zu irren, oder nicht zu ahnden, was sie mit

zwey Mönchen abzuthun haben möchte, von denen der älteste keine dreyßig Jahre war. Diese betheuerten ihre Unschuld. Der Kommissair lachte höhnisch, indem er mit der Hand dem Mädchen unter dem Kinn wegfuhr, die ihm zu Füßen gefallen war und um Gnade bat. — »Wir sind an einem ehrbaren Orte!« — Ja, ja, an einem recht ehrbaren Orte! wiederholte der Kommissair. — »Wir sind in wichtigen Angelegenheiten hieher gekommen.« — Wir kennen die wichtigen Angelegenheiten, in denen man hieher kommt. — »Mamsell, reden Sie!« — Herr Kommissair, was die Herren sagen, ist die lautere Wahrheit. —

Unterdessen hatte der Kommissair seiner Seits ebenfalls protokollirt; und weil sein Protokoll bloß die simple und schlichte Erzählung des Vorganges enthielt, so waren

die beiden Mönche gezwungen, es zu unterschreiben. Als sie hinunter geführt wurden, fanden sie alle Miethsleute auf den Treppen vor ihren Zimmern, und vor der Hausthür eine große Menge Volks, einen Fiaker und die Schaarwache. Von dieser wurden sie unter dem Geschrei des Volks und unter dem Gelächter und Spott der versammelten Menge, in den Fiaker gesetzt; sie hatten das Gesicht in ihre Mäntel gehüllt, und waren untröstlich. Der treulose Kommissair rief aus: aber warum, meine Herren Patres, warum gehen Sie auch an solche Oerter und zu solchen Kreaturen? Uebrigens hat es nicht viel zu bedeuten. Ich habe Befehl von der Polizei, Sie in die Hände Ihres Superiors abzuliefern, der ein wackerer Mann ist. Ich hoffe, er wird aus der Sache nicht mehr ma-

chen, als sie verdient; denn ich glaube nicht, daß man in Ihren Klöstern so streng verfährt, wie bey den grausamen Kapuzinern. Hätten Sie mit Kapuzinern zu thun, in Wahrheit, dann würd' ich Sie beklagen. . . . Während der Kommissair so mit ihnen sprach, setzte der Fiaker seinen Weg nach dem Kloster fort. Das Volksgedränge ward immer größer; der Pöbel umringte die Kutsche, lief vor ihr her, oder zog ihr nach; man hörte fragen: »was giebt es denn?» — Je, es sind Mönche! — »Was haben Sie gethan?» — Man hat sie bey liederlichen Mädchen angetroffen! — »Prämonstratenser-Mönche im B....ll?» — Freylich! sie kommen den Karmelitern und Barfüßern ins Gehege. —

Nun waren sie vor dem Kloster angelangt. Der Kommissair stieg aus, klopfte

an die Thür, klopfte wieder, klopfte zum drittenmal, und endlich ward aufgemacht. Man meldete es nun dem Superior Hudson, der wenigstens eine halbe Stunde auf sich warten ließ, damit das Skandal desto größer und lauter würde. Endlich kam er. Der Kommissair flisterte ihm ins Ohr. Es sah aus, als ob er eine Fürbitte einlegte, und als ob Hudson seine Bitte hartnäckig abschlüge. Endlich nahm der Prior eine strenge Mine und einen entschlossenen Ton an. Ich habe keine liederlichen Mönche in meinem Kloster, sagte er ganz laut; diese Herren sind zwey Fremde, die ich nicht kenne: zwey verkleidete Schelme vielleicht, mit denen Sie machen können, was Sie wollen. Mit diesen Worten schloß sich die Thür; der Kommissair setzte sich wieder in den Wagen, und sagte zu

den beiden armen Teufeln, die mehr todt als lebendig waren: ich habe alles mögliche gethan. Hätte ich doch nie geglaubt, daß der Prior Hudson so hart wäre! Aber zum Henker! was hatten Sie auch bei solchen liederlichen Mädchen zu schaffen! — »Wenn das Mädchen, bei welcher Sie uns angetroffen haben, in diese Klasse gehört, so sind wir wenigstens nicht in bösen Absichten zu ihr gekommen.« — Ey, ey, meine Herren Patres! und so etwas wollen Sie einem alten, im Dienst grau gewordenen Polizeikommissair weiß machen! Wer sind Sie? — »Wir sind Mönche, und der Habit, den wir tragen, ist unser Ordenshabit.« — Bedenken Sie wohl, daß morgen Ihre Sache sich aufklären muß, und reden Sie offenherzig mit mir; denn ich kann Ihnen vielleicht dienen. — »Wir ha-

ben Ihnen die Wahrheit gesagt . . . Aber, wo bringen Sie uns hin?» — Nach dem kleinen Chatelet. — »Nach dem kleinen Chatelet? In's Gefängniß?» — Es thut mir leid. —

Wirklich wurden Richard und sein Gefährte dahin gebracht; aber Hudsons Absicht war nicht, sie da zu lassen. Er hatte sich in eine Postchaise geworfen und war nach Versailles gefahren. Er ging zu dem Minister, und trug ihm die Sache so vor, wie sie am besten in seinen Kram taugte. Sehn Ew. Eminenz, dem setzt man sich aus, wenn man der Zügellosigkeit in Klöstern steuert und sie von Ketzerei säubert! einen Augenblick später, und ich war verloren, entehrt! Doch die Verfolger werden es nicht dabei bewenden lassen. Alle mögliche Schandthaten, womit man einen Bie-

dermann nur anschwärzen kann, werden Ihnen von mir zu Ohren gebracht werden; aber ich hoffe, Ew. Eminenz werden Sich erinnern, daß unser General .... »Ich weiß es, ich weiß es! und ich bedaure Sie; aber die Dienste, die Sie der Kirche und dem Orden geleistet haben, sollen nie in Vergessenheit kommen. Die Auserwählten des Herrn sind von jeher den Verläumdungen ausgesetzt gewesen; aber sie haben sie zu ertragen gewußt. Ahmen Sie ihnen in ihrem Muthe nach, rechnen Sie auf des Königs Schutz und Gnade. O, die Mönche! die Mönche! Ich bin selbst einer gewesen, und weiß aus Erfahrung, wessen sie fähig sind.» — Wenn das Glück der Kirche und des Staates es wollte, daß Ew. Eminenz mich überlebten, so würde ich ohne Furcht auf dem Pfade fort-

wandeln, den ich betreten habe. — »Verlassen Sie Sich auf mich; Sie sollen nicht lange mehr in Ihrem Kloster schmachten. Gehen Sie!» — Nein, Ew. Eminenz, ich werde nicht eher gehen, als bis ich den Befehl mitnehmen kann . . . . »daß die beiden Verbrecher auf freien Fuß gestellt werden? Ich sehe mit Vergnügen, daß Sie so empfindlich für die Ehre der Religion und die Ehre Ihres Ordens sind, daß Sie sogar persönliche Beleidigungen darüber vergessen. Das heißt ganz wie ein Christ handeln, und ich bin davon äußerst erbauet, ohne daß mich jedoch eine That wie diese bey einem Manne wie Sie, Wunder nimmt. Ich gebe Ihnen mein Wort, die Sache soll unterdrückt werden.» — Ach, Ew. Eminenz überschütten meine Seele mit Freude; in diesem Augenblicke war mir

vor nichts als davor bange. — »Ich will sogleich das Nöthige deswegen ausfertigen lassen.»

Noch denselben Abend erhielt Hudson einen Befehl, welcher die beiden Mönche aus ihrem Gefängnisse befreite; und den andern Morgen mit Tagesanbruch befanden Richard und sein Gefährte sich schon zehn Meilen weit von Paris. Sie wurden von einem Polizei-Gefreiten begleitet, welcher sie im Profeßhause abgeben sollte. Dieser war zugleich der Ueberbringer eines Briefs von dem Minister, welcher dem General einschärfte, sich dergleichen Streiche in Zukunft zu enthalten und unsern beiden Mönchen eine Klosterstrafe aufzuerlegen.

Diese Geschichte setzte alle Feinde Hudsons in die äußerste Bestürzung. Im gan-

zen Kloster war nicht Ein Mönch, der nicht vor ihm gezittert hätte. Einige Monate darauf bekam er eine reiche Abtei. Dies kränkte den General aufs bitterste; er war alt, und es ließ sich mit vieler Wahrscheinlichkeit fürchten, daß der Abt Hudson sein Nachfolger werden möchte. Er liebte Richard'en zärtlich. »Mein armer Freund, sagte er einsmals zu ihm, was würde aus dir werden, wenn du einst unter die Botmäßigkeit des Bösewichts Hudson gerathen solltest! Ich zittre bey dem Gedanken. Du wirst noch durch kein Gelübde gebunden; wenn du meinem Rathe folgen wolltest, so legtest du das Ordenskleid ab« . . . Richard that, was der General ihm rieth, und kehrte nach dem väterlichen Hause zurück, das in der Nähe von Hudsons neuer Abtei lag.

Hudson und Richard besuchten einerlei Häuser; es war also unmöglich, daß sie einander nicht treffen sollten, und sie trafen sich auch wirklich. Richard war einmal zum Besuch bey einer Dame auf ihrem Schlosse, das zwischen Chalons und St. Dizier, aber näher an St. Dizier als an Chalons, und nur einen Büchsenschuß weit von Hudsons Abtei lag. Die Dame sagte zu ihm: wir haben Ihren ehemaligen Prior hier; er ist sehr liebenswürdig. Aber sagen Sie mir, was ist es eigentlich für ein Mann? — »Der beste der Freunde, und der gefährlichste der Feinde.» — Hätten Sie nicht Lust ihn zu sehen? . . . »Nicht die geringste.»

Kaum war die Antwort aus Richards Munde, so hörte man ein Kabriolet in den Hof rollen, aus welchem Hudson mit

einer der schönsten Damen der ganzen Gegend stieg. — Sie werden ihn doch sehen müssen, wenn Sie es gleich nicht wollen, sagte die Dame vom Schloß; denn er ist es selbst.

Die Dame vom Schloß und Richard gingen der Dame im Kabriolet und dem Abt Hudson entgegen. Die Damen umarmten sich. Hudson, als er sich Richard'en näherte und ihn erkannte, rief aus: sind Sie es Richard? Sie haben mich stürzen wollen; ich verzeihe es Ihnen. Verzeihen Sie mir auch Ihre Wanderung nach dem Chatelet, und lassen Sie uns nicht mehr daran denken! — »Gestehen Sie, Herr Abt, daß Sie ein lockerer Zeisig waren« — Das kann wohl seyn — »Und daß, wenn man Ihnen hätte Gerechtigkeit widerfahren lassen, nicht ich sondern Sie

nach dem Chatelet hätten wandern müssen» — Wohl möglich. Ich glaube, ich habe der Gefahr, in der ich mich damals befand, meine Bekehrung zu verdanken. Ach, lieber Richard, wie hat mich das zum Nachdenken gebracht! und wie bin ich jetzt so ganz anders geworden! — »Die Dame, mit der Sie gekommen sind, ist sehr schön!» — Ich habe keine Augen mehr für solche vergängliche Reitze. — »Ein herrlicher Wuchs!» — Ich bin sehr gleichgültig dagegen geworden. — »Wie fleischig!» — Glauben Sie mir, früh oder spät kommt man von einem Vergnügen zurück, das man auf dem Gipfel eines Daches und unter beständiger Gefahr sich den Hals zu brechen, genießt. — »Sie hat die schönsten Hände von der Welt.» — Ich habe dem Gebrauch solcher Hände entsagt; ein ge-

scheidter Kopf kehrt zu dem Geiste seines Standes, zu dem einzigen wahren Glücke zurück. — »Und diese Augen, mit welchen sie so verstohlen nach Ihnen blickt! Sie sind ja ein Kenner; gestehen Sie nur, daß Sie noch nie feurigere und sanftere Augen auf Sich gezogen haben! Welche Grazie! welche Leichtigkeit! und welcher Adel in ihren Bewegungen, ihrem Gange!» — Ich denke nicht mehr an solche Eitelkeiten; ich lese in der heiligen Schrift, und studire die Kirchenväter. — »Und von Zeit zu Zeit die Vollkommenheiten dieser Dame. . . . Wohnt sie weit von Moncetz? Ist ihr Gemahl noch jung?» . . . Hudson, der über diese Fragen die Geduld verlor und wohl sahe, daß Richard ihn nie für einen Heiligen halten würde, brach plötzlich in den Ausruf aus: Lieber Richard, Sie

. . . . . . was in mich, und Sie haben Recht.

Lieber Leser, verzeihe mir das Eigenthümliche dieses Ausdrucks und gestehe, daß hier, wie bey unzähligen andern Geschichtchen, z. B. bey der Unterredung Piron's und des verstorbenen Abbé Vatri, ein anständigeres Wort alles verderben würde. — »Was war das für eine Unterredung, die Piron mit dem Abbé Vatri hatte?« — Frage den Herausgeber seiner Werke darum, der es nicht wagte, diese Unterredung drucken zu lassen, der sich aber nicht den Aermel ausreißen lassen wird, sie dir zu erzählen.

Die beiden Damen und die beiden Herren begaben sich auf das Schloß. Man ließ es sich Mittags wohl schmecken, war munter und guter Dinge, und gegen Abend trennte

man sich mit dem Versprechen, bald wieder zusammen zu kommen. . . .

Aber während der Marquis von Arcis mit Jakobs Herrn plauderte, war Jakob seiner Seits mit dem Sekretair Richard nicht stumm gewesen. Er traf in diesem ein wahres Original an, und dies würde der Fall unter den Menschen öfter seyn, wenn nicht zuvörderst die Erziehung und dann Umgang mit der Welt sie eben so abschliffen, wie die Geldstücken, die durch ihren starken Umlauf ihr Gepräge verlieren. Es war schon spät und die Wanduhr benachrichtigte Herren und Diener, daß es Zeit sey, sich zu Bette zu begeben: ein Rath, den sie augenblicklich befolgten. Als Jakob seinen Herrn auszog, sagte er zu ihm: Herr, sind Sie ein Freund von Gemälden?

Herr.

Ja, aber nur in Erzählungen; denn ob ich gleich so gut wie jeder andere Dilettant darüber urtheile und entscheide, so muß ich doch offenherzig bekennen, daß ich in Farben und auf der Leinwand mich gar nicht darauf verstehe. Ich würde sehr verlegen seyn, eine Schule von der andern zu unterscheiden. Man könnte mir einen Boucher für einen Rubens oder Raphael aufheften; ich würde eine schlechte Kopie für das schönste Original halten, eine Sudelei, die keine zwey Thaler werth wäre, auf 1000 Thaler, und ein Meisterstück von 1000 Thalern auf zwey Thaler schätzen. Ich habe mir meine Gemälde immer auf der Brücke unserer lieben Frau, bey einem gewissen Tremblin gekauft, der zu meiner Zeit die Zuflucht des Mangels oder

der Liederlichkeit, und der Ruin von Vanlo's jungen Schülern war.

Jakob.

Und wie fing er das an?

Herr.

Was kümmert das dich? Erzähle mir jetzt dein Gemälde, und fasse dich kurz; denn ich falle fast um vor Schlaf.

Jakob.

Stellen Sie Sich gerade vor den Brunnen des Innocens, oder dicht an das Thor St. Denis; das sind zwey Nebendinge, welche dazu dienen, das Ganze der Komposition zu bereichern.

Herr.

Ich bin da.

Jakob.

Sehn Sie mitten in der Gasse den um-

geworfenen Fiaker, dem am Wagen der ei-
ne Hängeriem zerrissen ist?

Herr.

Ich sehe ihn.

Jakob.

Ein Mönch und zwey Mädchen sind ausgestiegen; der Mönch reißt aus, was er ausreißen kann; der Kutscher eilt, vom Bock zu kommen; ein Spitz des Fiakers verfolgt den flüchtigen Mönch, und erwischt ihn beim Rockzipfel; der Mönch thut was er nur kann, um sich von dem Hunde los zu machen. Eins von den Mädchen, dem die Brust ganz entblößt ist, und dessen Anzug überhaupt sehr zerstört aussieht, hält sich vor Lachen die Seiten. Das andere Mädchen, das sich eine Beule gestoßen hat, lehnt sich an den Schlag, und drückt sich die Stirn mit beiden Händen. Unterdes-

sen hat sich der Pöbel versammelt; die Gassenjungen laufen herbey, und schreien und jauchzen; die Krämer und Krämerinnen stehen in den Thüren ihrer Buden, und eine Menge andrer Zuschauer haben die Fenster der Straße besetzt.

Herr.

Der T—, Jakob! deine Komposition ist recht gut angeordnet; sie ist reichhaltig, launig, mannichfaltig und voll Leben. Wenn wir wieder nach Paris kommen, so trage dieses Sujet zu Fragemard hin, und du wirst sehen, was er daraus machen wird.

Jakob.

Nach dem Bekenntniß, das Sie mir so eben von Ihrer Einsicht in der Malerei abgelegt haben, kann ich Ihr Lob annehmen, ohne die Augen niederschlagen zu müssen.

Herr.

Gewiß ist diese Geschichte dem Abt Hudson begegnet!

Jakob.

Getroffen. . . .

Leser, während unsere guten Reisenden schlafen, wollt' ich dir gern eine kleine Frage vorlegen, über die du mit Muße auf deinem Kopfkissen nachsinnen kannst: was für ein Kind möchte wohl aus der Verbindung des Abtes Hudson mit einer Frau von Pommeraye entstanden seyn? — »Vielleicht ein ehrlicher Mann, vielleicht ein ausgemachter Schurke.« — Lieber Leser, morgen kannst du mir das beantworten.

Der Morgen brach an, und unsere Reisenden schieden von einander; denn der Marquis von Arcis hatte nun nicht mehr einerlei Weg mit Jakob und seinem Herrn —

»Fangen wir also wieder bey Jakobs Liebesgeschichte an?» — Vielleicht! Aber so viel ist unleugbar gewiß, daß der Herr weiß, wie viel Uhr es ist, und daß er seine Prise Tabak genommen, und zu Jakob gesagt hat: nun Jakob, deine Liebesgeschichte?

Jakob, statt auf diese Frage zu antworten, brach in den Ausruf aus: Es ist doch des T—! Vom Morgen bis in die Nacht schimpfen sie auf das Leben und doch können sie sich nicht entschließen es zu verlassen! Rührt's vielleicht daher, daß das gegenwärtige Leben, alles wohl überlegt, kein so übles Ding ist? oder fürchten sie, das künftige möchte noch schlimmer ausfallen?

Herr.

Die Schuld liegt an beidem zugleich. Apropos, Jakob! glaubst du an ein zukünftiges Leben?

Jakob.

Ich glaube weder daran, noch glaube ich nicht daran; das macht, weil ich gar nicht daran denke. Ich genieße, so gut es gehen will, des gegenwärtigen Lebens, das uns auf das zukünftige Erbe pränumerirt worden ist.

Herr.

Ich für mein Theil betrachte mich als eine eingesponnene Raupe, und schmeichle mir mit der Hoffnung, daß der Schmetterling, oder meine Seele, dereinst ihre Hülle durchbrechen und ihren Flug in den Schooß der göttlichen Gerechtigkeit nehmen wird.

Jakob.

Ein schönes Bild!

Herr.

Es ist nicht von mir; ich habe es,

wenn mir recht ist, in einem Italienischen Dichter gelesen, der Dante heißt, und der ein Werk geschrieben hat, das den Titel führt: die Komödie der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses.

Jakob.

Ein sonderbarer Stoff zu einer Komödie!

Herr.

Gewiß! es sind schöne Sachen darin, besonders in seiner Hölle; er sperrt die Stifter der Ketzerei in feurige Gräben, aus welchen die Flamme schlägt und Verwüstung in die Ferne verbreitet. Die Undankbaren stellt er in Nischen, wo sie Thränen vergießen, die auf ihren Gesichtern zu Eis werden, und die Faullenzer bannt er in andere Nischen, wo das Blut, das aus

ihren Adern strömt, von Würmern gefressen wird. . . . Aber, was bewog dich, darauf zu schimpfen, daß man ein Leben verachte, vor dessen Verlust einem doch so bange sey?

Jakob.

Weil mir der Sekretair des Marquis von Arcis etwas von dem seligen Manne der hübschen Dame erzählt hat, die in dem Kabriolet saß.

Herr.

Sie ist Wittwe?

Jakob.

Sie verlor ihren Mann auf einer Reise, welche sie nach Paris machte, und der verzweifelte Herr wollte gar nichts davon hören, sich auf den Tod vorzubereiten und sich die letzte Oelung geben zu lassen. Die Dame des Schlosses, wo Richard den

Abt Hudson antraf, bekam den Auftrag, ihn mit dem Kinderhäubchen auszusöhnen.

Herr.

Kinderhäubchen? Was willst du damit sagen?

Jakob.

Das Kinderhäubchen ist die Mütze, die man den neugebornen Kindern aufsetzt.

Herr.

Ich verstehe dich. Weil der reuige Sünder vor Gott nach dem Genusse des heiligen Sakraments so unschuldig und rein, wie ein neugebornes Kind wird. Und wie fing sie es an, ihn zu behauben?

Jacob.

Man saß im Kreise um das Kaminfeuer; der Medikus befühlte den Puls des Kranken, fand ihn sehr matt, und setzte sich dann zu den andern. Die eben er-

wähnte Dame nahm ihren Platz näher am Bett, und that verschiedene Fragen an den Doktor, ohne die Stimme mehr zu erheben, als nöthig war, damit der Kranke nicht ein Wort von dem verlöre, was man ihm anzuhören geben wollte. Hierauf nahm die Unterredung zwischen der Dame, dem Doktor und einigen Anwesenden, auf folgende Art ihren Anfang.

Dame.

Herr Doktor, können Sie uns nicht sagen, wie sich die Frau Prinzessin von Parma befindet?

Doktor.

Ich komme eben aus einem Hause, wo man mir versichert hat, sie sey so schlecht, daß man gar keine Hoffnung habe.

Dame.

Diese Prinzessin hat sich immer sehr

gottesfürchtig bezeigt. So bald sie sich in Gefahr fühlte, verlangte sie ihren Beichtvater, und ließ sich das Abendmahl reichen.

Doktor.

Der Pfarrer zu St. Rochus bringt ihr heute eine Reliquie aus Versailles! aber sie wird zu spät kommen.

Dame.

Die Infantin ist nicht die einzige, welche dergleichen Beyspiele von Erbauung giebt. Der Dúc de Chevreuse, der sehr krank war, wartete auch nicht, bis man ihm vorschlug, die Sakramente zu empfangen; er fiel selbst darauf, sie sich reichen zu lassen, und machte damit seiner ganzen Familie große Freude.

Doktor.

Er befindet sich weit besser.

Einer von den Anwesenden.

So viel ist gewiß, man stirbt nicht davon; im Gegentheil . . . .

Dame.

In Wahrheit, sobald Gefahr vorhanden ist, sollte man eilen, diese Pflicht zu erfüllen; wahrscheinlich fühlen es die Kranken nicht, wie hart es für die ist, die um sie sind, ihnen den Antrag zu machen, und doch wie nothwendig.

Doktor.

Ich komme eben von einem Kranken, der zu mir sagte: »Doktor, wie finden Sie mich?« — Das Fieber ist stark und die Anfälle stellen sich heftig und häufig ein. — »Glauben Sie, daß es bald wieder kommen wird?« — Nein; ich fürchte nur für diesen Abend. — »Wenn das ist, so will ich eine gewisse Person rufen lassen, mit

der ich ein kleines mich allein betreffendes Geschäft abzuthun habe, damit ich es endigen kann, während ich meines Kopfes noch ganz mächtig bin.« . . . Er beichtete, und empfing die heiligen Sakramente. Den Abend besuchte ich ihn wieder; das Fieber war ausgeblieben; gestern war er weit besser, heute ist er ganz außer Gefahr. Ich habe während meiner Praxis schon mehr dergleichen Wirkungen von den heiligen Sakramenten gesehen.

Der Kranke (zu seinen Bedienten.)

Bringt mir mein Huhn.

Jakob.

Man brachte es ihm; er wollte es zerlegen, und hatte die Kräfte nicht. Man schnitt ihm einen Flügel in kleine Bissen; er foderte Brot, fiel hastig darüber her, bemühte sich, einen Mundvoll davon zu kauen,

konnte ihn nicht hinterbringen und mußte ihn wieder in die Serviette spucken. Darauf verlangte er Wein, benetzte den Rand seiner Lippen damit, und sagte: ich befinde mich wohl. . . . Aber eine halbe Stunde darauf war er todt.

Herr.

Die Dame hatte es übrigens recht klug angefangen . . . . Und deine Liebesgeschichte?

Jakob.

Und die Bedingungen, die Sie eingegangen sind? —

Hier findet sich in der Unterredung zwischen Jakob und seinem Herrn eine Lücke, die wirklich sehr beklagenswerth ist; vielleicht wird sie dereinst von einem Abkömmling des Naudot, des Präsidenten Brosse, des Freinshemius, oder des

Paters Brothier ausgefüllt. Aber die Abkömmlinge von Jakob oder seinem Herrn, die im Besitze der Urschrift sind, werden darüber nicht wenig lachen.

Es scheint, als ob Jakob, den sein böser Hals zum Stillschweigen zwang, in der Erzählung seiner Liebesgeschichte eine Pause machte und als ob der Herr mit der Erzählung seiner eigenen Liebschaften anfing. Doch das ist nur eine Muthmaßung, die ich für nichts Besseres ausgeben will, als was sie ist. Nach einigen punktirten Zeilen, welche die Lücke bezeichnen, lies't man: Nichts ist trauriger auf dieser Welt, als ein Dummkopf zu seyn. . . . War's Jakob, der dieses Apophthegma über seine Lippen brachte, oder war es sein Herr? Das könnte der Gegenstand zu einer langen und schweren Dissertation werden.

Wäre Jakob unverschämt genug gewesen, so etwas seinem Herrn in's Gesicht zu sagen, so war dieser ehrlich genug, selbst nicht viel besser von sich zu urtheilen. Dem sey wie ihm wolle, es ist augenscheinlich, daß es der Herr war, welcher folgendergestalt fortfuhr.

Herr.

Es war am Tage vor ihrem Namensfest, und ich hatte kein Geld; der Ritter von Saint-Ouin, mein vertrauter Freund, kam aber nie über etwas in Verlegenheit. »Du hast kein Geld? sagte er zu mir.» — Nein. — »Gut, so müssen wir welches schaffen.» — Und du weißt, wie man das anfängt? — »Freilich.»

Er zog sich an, wir gingen aus, und er führte mich durch verschiedene abgelegene Gassen in ein kleines dunkles Haus, wo

wir auf einer schmalen schmutzigen Treppe bis hinauf in das dritte Stockwerk stiegen, und in ein ziemlich geräumiges, aber höchst sonderbar aufgeputztes Zimmer traten. Unter andern standen drey Kommoden darin, die sich alle drey an Form von einander unterschieden. Hinter der mittelsten hing ein großer Spiegel, der aber für das Zimmer zu hoch war, so daß wenigstens ein Fuß von dem Spiegel durch die Kommode versteckt wurde. Auf den Kommoden lagen allerlei Sorten von Waaren und zwey Brettspiele; an den Wänden des Zimmers standen ziemlich hübsche Stühle, von denen aber nicht ein einziger seine Gegenpart hatte; zu den Füßen eines Bettes ohne Vorhang stand eine prächtige Düchesse; an das eine Fenster war eine große Vogelhecke ohne Vögel gelehnt, in dem andern Fenster hing ein Kron-

leuchter an einem Besenstiel, dessen beide Enden auf den Lehnen zweier Strohstühle ruhten, und rechts und links sah man Gemälde und Schildereien, die theils an den Wänden aufgemacht waren, theils auf dem Boden über einander geschichtet lagen.

Jakob.

Daran erkennt man gleich, daß der Besitzer ein Schacherer und Trödler war.

Herr.

Du hast es errathen. Der Ritter und Herr le Brun (dies war der Name des Schacherers) fielen einander um den Hals... »Ei! sind Sie's Herr Ritter?» — Ja, ich bin es lieber Herr le Brün — »Aber wo haben Sie gesteckt? Es ist eine Ewigkeit, daß man Sie nicht gesehen hat.» Es sind jetzt traurige Zeiten, lieber Herr le Brun; aber jetzt ist nicht davon die Rede. Hören

Sie mich an; ich habe Ihnen etwas zu sagen. . . . Ich setzte mich; der Ritter und le Brun begaben sich in eine Ecke, und sprachen mit einander. Ich verstand nur ein paar Worte davon, die ich wegschnappte. . . . »Ist er gut?» — Sehr gut. — »Majorenn?» — Ja, majorenn. — »Ist es der Sohn?» — Der Sohn. — »Wissen Sie wohl, daß unsere beiden letzten Geschäfte» . . . Reden Sie leiser. — »Der Vater?» — Reich — »Alt?» — Und kränklich — Nun erhob le Brun die Stimme: Hören Sie Herr Ritter, ich muß Ihnen nur sagen, daß ich mich gar nicht mehr mit dergleichen Geschäften abgeben will; so etwas zieht immer verdrießliche Folgen nach sich. Es ist Ihr Freund, dawider habe ich nichts. Der Herr hat ganz das Ansehen eines rechtschaffenen Mannes; aber . . . .

»Lieber le Brun!» — Ich habe kein Geld — »Allein sie haben Bekanntschaften?» — Es ist lauter Bettelvolk, lauter heuchlerisches Spitzbubenpack. Herr Ritter, ich dächte, Sie würden es endlich satt, durch solche Hände zu gehen — »Noth kennt kein Gebot.» — Erlauben Sie mir, die Noth, die sie drückt, mag wohl eine drollige Art von Noth seyn! Vielleicht eine Parthie Faro, oder ein Rendezvous bey einem Mädchen. — »Bester, lieber Freund!» . . Ich kann mich nicht verleugnen; ich bleibe immer, wer ich bin, schwach wie ein Kind; und Sie — Sie wären wohl im Stande, auch den Hartnäckigsten seinem Vorsatz brechen zu machen. Nun gut, so klingeln Sie. Wir wollen sehen, ob Fourgeot zu Hause ist . . . Nein, klingeln Sie nicht; Fourgeot soll Sie zu Merval führen. —

»Wollen Sie uns nicht selbst hinbringen?« — Ich? ich habe einen Eid gethan, daß dieser abscheuliche Merval nie, weder für mich noch für meine Freunde, wieder etwas zu thun bekommen soll. Sie werden für den Herrn gut sagen müssen, der vielleicht, der ohne Zweifel ein ehrlicher Mann ist; ich werde für Sie bei Fourgeot und Fourgeot wird für mich bey Merval bürgen.

Die Magd war unterdessen herein gekommen, und sagte: »zu Herrn Fourgeot soll ich gehen?« —

Le Brün (zu seiner Magd.)

Nein, zu keinem Menschen! . . . . Herr Ritter, ich kann unmöglich, ich kann nicht. —

Der Ritter drückte ihn in seine Arme, liebkoste ihn, schmeichelte ihm: »lieber le Brün! bester Freund!« — Ich war

auch hinzu getreten und hatte meine Bitte mit den Bitten des Ritters vereinigt. »Aber mein lieber Herr le Brün!« — Endlich ließ Herr le Brün sich erweichen. Die Magd, die über diese ganze Mummerey heimlich lächelte, ging weg und kam in einem Augenblick mit einem kleinem hinkenden Männchen zurück, das schwarz gekleidet war, einen Stock in der Hand trug, ein runzliges und dürres Gesicht, aber ein sehr lebhaftes Auge hatte, und sehr stotterte. Der Ritter wendete sich zu ihm, und sagte: »Frisch Herr Mathes Fourgeot! wir haben keine Zeit zu verlieren. Bringen Sie uns geschwind hin . . . Fourgeot, der gar nicht that, als ob er auf ihn hörte, band ein kleines ledernes Beutelchen auf.

Der Ritter (zu Fourgeot.)

Sie spotten; das ist unsere Sache... Ich

näherte mich dem Ritter, nahm einen kleinen Thaler, und drückte ihn dem Ritter in die Hand, der ihn der Magd gab, wobey er ihr mit der Hand unter das Kinn fuhr. Unterdessen sagte le Brun zu Fourgeot: »ich verbiete es Ihnen, Sie sollen die Herren nicht hinbringen!«

Fourgeot.

Herr le Brun, warum nicht?

Le Brun.

»Es ist ein Spitzbube, ein Nichtswürdiger.« —

Fourgeot.

Ich weiß es wohl, daß Herr von Merval . . Aber man muß vergessen und vergeben; und dann kenne ich außer ihm niemanden, der gleich auf der Stelle Geld schaffen könnte. —

Le Brün.

Herr Fourgeot thun Sie, was Sie wollen; ich, meine Herren, ich wasche meine Hände.

Fourgeot (zu le Brün.)

Herr le Brün gehen Sie nicht mit uns?

Le Brün.

Ich? Gott soll mich behüten! Es ist ein Gauner, der mein Gesicht nie wieder sehen soll.

Fourgeot.

Aber wenn Sie nicht dabey sind, so kommen wir nie mit unserm Geschäfte zu Stande.

Der Ritter.

Es ist wahr. Kommen Sie, lieber le Brün! Sie erweisen mir einen unendlichen Gefallen, und verbinden Sich einem

wackern Herrn, der in der Klemme ist. Sie werden es mir nicht abschlagen; nicht wahr, Sie gehen mit uns?

Le Brün.

Ich zu einem Merval gehen? ich? ich?

Der Ritter.

Ja, Sie; mir zu Liebe.

Nach vielem Bitten und Flehen ließ le Brün sich endlich bewegen, und wir, er, ich, der Ritter und Matthes Fourgeot, machten uns auf den Weg. Der Ritter schlug freundschaftlich in le Brün's Hand ein, und sagte zu mir: das ist die Perle der Freunde, die Dienstfertigkeit selber; ein wahrer Schatz für seine Bekannten...

Le Brün.

Ich glaube, der Herr Ritter würden mich sogar bereden können, falsches Geld zu münzen.

Wir kamen zu Merval.

Jakob.

Matthes Fourgeot! . . .

Herr.

Was meinst du damit?

Jakob.

Matthes Fourgeot! . . Ich meine, daß der Ritter von St. Ouin diese Herren da alle mit Vor- und Zunamen kennt, und daß er selbst mit diesem Gesindel unter Einer Decke steckt.

Herr.

Du könntest wohl Recht haben . . . . Es ist unmöglich, sich einen sanftmüthigern, höflichern, feinern, rechtschaffnern, menschlichern, theilnehmendern, uneigennützigern Mann zu denken, als den Herrn von Merval. Nachdem meine Volljährigkeit und daß ich im Stande sey, zur bestimmten

Zeit Zahlung zu leisten hinlänglich erwiesen war, nahm Herr von Merval eine ganz liebreiche und betrübte Miene an, und sagte in einen wehmüthigen Ton: er sey in Verzweifelung; aber erst heute Morgen habe er sich gezwungen gesehen, einem guten Freunde, der sich in dringenden Umständen befunden, unter die Arme zu greifen, und das habe ihn gänzlich ausgebeutelt. Er wendete sich hierauf gegen mich und setzte hinzu: mein lieber Herr, seyn Sie nicht böse auf sich, daß Sie nicht früher gekommen sind. Ich würde untröstlich gewesen seyn, es Ihnen abschlagen zu müssen; aber ich hätte doch nicht umhin gekonnt, denn Freundschaft geht Allem vor. . . . Da standen wir nun Alle, und sperrten den Mund auf. Der Ritter, le Brün selbst und Fourgeot baten Merval'n aufs

flehentlichste; aber Herr Merval antwortete: Ihr Herren, Ihr kennt mich. Ich bin gefällig, und verbittere nicht erst die Dienste, die ich jemanden leisten will, durch unnöthige Schwierigkeiten und Weigerungen. Aber bey dem Wort eines ehrlichen Mannes! ich habe keine vier Louisd'or im Hause . . .

Was mich betrifft, ich glich unter allen diesen Herren einem armen Sünder, der sein Urtheil anhört. Ich sagte zu dem Ritter: Ritter laß uns fortgehn, da die Herren nicht im Stande sind. — Aber der Ritter zog mich bey Seite. »Du bedenkst nicht; morgen ist ihr Namenstag. Ich habe ihr, damit du es nur weißt, schon einen Wink davon gegeben, und sie macht sich auf eine Galanterie von deiner Seite gefaßt. Du kennst sie nicht, als ob

sie interessirt wäre; aber sie ist wie alle Mädchen, die sich in ihrer Erwartung nicht gern täuschen lassen. Sie wird sich schon gegen ihren Vater, ihre Mutter, ihre Tanten, gegen alle ihre Freunde damit berühmt haben; und wenn sie ihnen dann nichts vorzeigen könnte, so wäre das gar zu kränkend! . . . Und hierauf machte er sich von neuem an Merval, und drang noch weit heftiger in ihn.

Nachdem Merval sich lange genug hatte bestürmen lassen, sagte er endlich: ich bin doch das einfältigste und gutmüthigste Geschöpf von der Welt, daß ich unmöglich Leute in Verlegenheit sehen kann! ich sinne und sinne, und da fällt mir etwas ein. —

Ritter.

Was fällt Ihnen ein? —

Merval.

Wie wäre es, wenn Sie Waaren nähmen?

Ritter.

Haben Sie welche vorräthig? —

Merval.

»Nein; aber ich kenne eine Frau, die Ihnen welche verschaffen kann: eine brave Frau, eine ehrliche Frau.« —

Le Brün.

Ja, die uns aber Lappalien und Schofelzeug aufhängen wird, das wir ihr mit Geld aufwiegen müssen, und das wir nicht wieder los werden können! —

Merval.

Im Gegentheil; die schönsten Stoffe, goldene und silberne Bijouterien, Perlen und Juwelen, seidene Zeuge. Sie werden nur wenig daran verlieren. Es ist ein gutes Geschöpf, das mit einem kleinen Profitchen vorlieb nimmt, wenn sie nur wegen der Bezahlung sicher gestellt ist. Es sind lau-

ter Waaren, die sie im Handel und Wandel um einen wohlfeilen Preis hat annehmen müssen. Uebrigens können Sie ja ansehen; das kostet nichts. . .

Ich stellte Merval'n und dem Ritter vor, daß mein Stand mir nicht erlaubte, mich mit Schachern und Verkaufen abzugeben, und daß überhaupt meine jetzige Lage mir nicht die Zeit dazu ließe, wenn ich auch meinen Widerwillen vor solchen Auskunftsmitteln überwinden wollte. Die allezeit dienstfertigen le Brün und Matthes Fourgeot riefen beide zu gleicher Zeit: daran stoßen Sie Sich nicht! wir wollen für Sie verkaufen. Das ist in einem halben Tage geschehen. . . Und so ward die Sitzung wieder auf den Nachmittag bey Herrn von Merval verlegt, der mich sanft auf die Schulter klopfte, und in einem

salbungsreichen, innigen Tone zu mir sagte: mein lieber Herr, ich bin zwar sehr erfreut, Ihnen dienen zu können; aber glauben Sie mir — borgen Sie selten auf die Art! es läuft zuletzt immer übel ab. Es wäre ein Wunder, wenn Sie hier zu Lande noch einmal mit zwey so ehrlichen Leuten, wie die Herren le Brün und Matthes Fourgeot, zu thun bekämen. . . Le Brün und Fourgeot Matthes, oder Matthes Fourgeot, dankten ihm mit vielen Bücklingen, und setzten hinzu: er sey allzugütig; sie hätten zeither sich nur bemühet, ihre kleinen Geschäfte gewissenhaft zu treiben, und so etwas verdiene kein Lob. —

Merval.

Sie irren Sich, meine Herren; denn wo findet man in unsern Zeiten noch Gewissenhaftigkeit? Fragen Sie einmal den Herrn

Ritter von St. Quin! Der muß Ihnen ein Liedchen davon zu singen wissen. . . . Wir verließen nun das Haus des Herrn Merval, der uns noch von seiner Treppe herab nachrief: ob er sich fest darauf verlassen und die Frau mit den Waaren bestellen könnte? Wir bejaheten es, und aßen alle Viere unsere Mittagsmahlzeit in einem benachbarten Wirthshause, um zur gesetzten Stunde gleich bey der Hand zu seyn.

Matthes Fourgeot bestellte das Essen, und zwar auf das beste und leckerste. Beim Desert kamen zwey Murmelthierträgerinnen mit ihren Leiern an unsern Tisch. Le Brün nöthigte sie zum Sitzen; man gab ihnen zu trinken, man plauderte mit ihnen, man ließ sich etwas vorleiern, und während meine drey Gäste ihren Spaß mit der einen von ihnen hatten, flisterte

mir ihre Gefährtin, die neben mir saß, leise ins Ohr: Mein Herr, Sie befinden sich hier in sehr schlechter Gesellschaft; unter diesen Leuten ist auch nicht Einer, dessen Name nicht im rothen Buche (dem Polizey-Protokoll) stände.

Zur bestimmten Zeit verließen wir das Wirthshaus, und begaben uns zum Herrn von Merval. Ich vergaß dir zu sagen, daß dieser Schmaus meinem und des Ritters Beutel vollends den letzten Stoß gab, und daß unterweges le Brün gegen den Ritter, der es mir wieder sagte, sich verlauten ließ: daß Matthes Fourgeot zehn Louisd'or für seine Mühwaltung verlange, und daß man ihm nicht weniger geben könne; denn wäre er mit uns zufrieden, so würden wir auch die Waaren wohlfeilern Kaufs bekommen und so wieder zu unserm Schaden gelangen.

Nun traten wir in Herrn Mervals Zimmer, wo wir die Frau mit den Waaren schon vorfanden. Mamsell Bridoin (so hieß sie) überhäufte uns mit Höflichkeiten und Knicksen, und kramte uns Stoffe, Zeuge, Spitzen, Ringe, Juwelen, goldene Dosen und dergleichen Herrlichkeiten aus. Wir nahmen von allem. Le Brün, Matthes Fourgeot und der Ritter taxirten die Sachen, und Merval schrieb auf. Das Ganze belief sich auf 19,775 Livres. Ich wollte einen schriftlichen Empfangschein darüber ausstellen, als Mamsell Bridoin mit einem tiefen Knicks (denn sie redete mit niemanden, ohne ihn nicht vorher zu beknicksen) zu mir sagte: Gnädiger Herr, es ist Ihre Absicht, Ihren Schuldschein zur Verfallzeit zu bezahlen? — Allerdings, gab ich ihr zur Antwort. —

In dem Falle, erwiderte sie, wird es Ihnen gleichgültig seyn, ob Sie mir einen blo-ßen Schein oder einen Wechsel schreiben. — Bey dem Worte: Wechsel, verfärbte ich mich. Der Ritter ward es gewahr, und sag-te zu Mamsell Bridoin: Wechsel, Mam-sell? Aber diese Wechsel werden circuliren, und man kann nicht wissen, in welche Hän-de sie kommen. — »Sie spotten, Herr Ritter; unser einer weiß wohl, was man Personen von Ihrem Range für Achtung schuldig ist . . (ein Knicks.) Man verwahrt dergleichen Papiere in seiner Brieftasche, und bringt sie nicht eher zum Vorschein, als bis es Zeit ist. Sehen Sie hier!« . . (wieder ein Knicks) — Sie zog ihre Brief-tasche heraus, und verlas eine Menge Na-men von Leuten aus allen Ständen und Klassen. Der Ritter hatte sich mir genä-

hert, und raunte mir zu: Wechsel? das ist verteufelt ernsthaft. Ueberlege, was du thun willst! Die Frau scheint übrigens ehrlich und gut zu seyn; und dann, ehe die Verfallzeit kommt, bist entweder du bey Gelde oder ich.

Jakob.

Und Sie stellten die Wechsel aus?

Herr.

Ja.

Jakob.

Die Väter, wenn sie ihre Söhne nach Paris schicken, pflegen ihnen sonst eine kleine Ermahnungs-Predigt zu halten. »Besuche keine schlechte Gesellschaften; mache dich bey deinen Obern durch Pünktlichkeit in deinen Pflichten beliebt; bleib gottesfürchtig; meide den Umgang mit liederlichen Mädchen und Glücksrittern; und vor allen Dingen, stelle nie Wechsel aus.«

Herr.

Leider! habe ich es nicht besser gemacht, als alle meines Gleichen. Das erste, was ich vergaß, waren die guten Lehren meines Vaters. Nun hatt' ich Waaren die Menge; aber ich brauchte Geld. Es befanden sich einige Paare sehr schöne Spitzenmanschetten darunter. Der Ritter steckte sie für die Taxe zu sich, und sagte: da ist schon ein Stück von deinem Einkauf untergebracht, woran du nichts verlieren wirst. Matthes Fourgeot nahm eine Uhr und zwei goldene Dosen, und versprach, auf der Stelle Geld dafür zu bringen. Das übrige nahm le Brün in seine Verwahrung. Ich steckte eine prächtige Besetzung nebst ihren Manschetten in meine Tasche, und bestimmte sie zu einem Theil des Angebindes, das ich zu

geben hatte. Matthes Fourgeot war in einem Hui mit sechzig Louisd'or wieder da; zehn davon behielt er für sich und die andern funfzig bekam ich. Er versicherte, er habe weder die Dose noch die Uhr verkaufen können, aber sie an einem gewissen Orte als Pfand gegeben.

Jakob.

Als Pfand?

Herr.

Ja.

Jakob.

Ich weiß wo.

Herr.

Wo?

Jakob.

Bey der Mamsell mit den vielen Knicksen, der Bridoin.

Herr.

Du hast Recht. Außer den Manschetten und der dazu gehörigen Besetzung, nahm ich noch einen hübschen Ring und eine mit Gold gefütterte Schönpflästerchen-Dose. Ich hatte funfzig Louisd'or in der Tasche, und wir, der Ritter und ich, waren in der besten Laune von der Welt.

Jakob.

Das alles ist herrlich; nur Eins liegt mir auf dem Herzen: die Uneigennützigkeit des Herrn le Brün. Bekam dieser nicht auch seinen Theil von der Beute?

Herr.

Jakob, du scherzest, oder du kennst Herrn le Brün nicht. Ich erbot mich, für seine guten Dienste mich erkenntlich zu bezeigen; aber er ward böse, und antwortete: ich würde ihn doch für keinen Mat-

thes Fourgeot halten? er habe sich nie die Hand versilbern lassen. — »Da haben wir unsern lieben le Brün,« rief der Ritter; »er bleibt sich immer gleich. Aber wir würden uns schämen müssen, wenn er es uns in dem, was sich gebührt, zuvorthun wollte« . . . . und sogleich ergriff er von unsern Waaren zwey Dutzend Schnupftücher nebst einem Stück Musselin, und bat ihn, es für seine Frau und seine Tochter anzunehmen. Le Brün betrachtete die Schnupftücher, und fand sie so schön; das Stück Musselin schien ihm so fein; und alles ward ihm auf eine so gute Art angeboten, und er hatte eine so nahe Gelegenheit sich durch den guten Verkauf unserer Waaren zu revanchiren, daß er sich bewegen ließ, unser kleines Geschenk nicht zu verschmähen. Nun verließen wir das

Haus, und jagten in einem Fiacre nach der Wohnung der Geliebten, für welche die Besetzung, die Manschetten, der Ring und das Döschen bestimmt waren. Das Geschenk that seine volle Wirkung: man war allerliebst; man probierte auf der Stelle die Garnitur und die Manschetten an; der Ring schien für den Finger gemacht. Ich blieb zum Abendessen, das, wie du leicht denken kannst, äußerst fröhlich und aufgeräumt war.

Jakob.

Blieben Sie nicht auch die ganze Nacht da?

Herr.

Nein.

Jakob.

Also wohl der Ritter?

Herr.

Ich glaub' es.

Jakob.

Bey der Lebensart, die man Sie führen ließ, können ihre funfzig Louisd'or nicht lange gedauert haben.

Herr.

Nein. Nach Verlauf von acht Tagen verfügten wir uns zu Herrn le Brün, um zu sehen, was aus unsern übrigen Effekten gelöst wäre.

Jakob.

Nichts, oder sehr wenig. Le Brün war traurig, und schimpfte auf Merval und die Mamsell mit den Knikfen, nannte sie Spitzbuben, Schelme, Betrüger; vermaß sich von neuem, nichts wieder mit ihnen zu schaffen zu haben, und zahlte ihnen sieben- oder achthundert Livres.

Herr.

Ungefähr so viel: 870 Livres.

Jakob.

Wenn ich also gut rechnen kann: 870 Livres von le Brün, 50 Louisd'or von Merval oder Fourgeot, die Besetzung, der Ring, wir wollen sie auch zu 50 Louisd'or anschlagen — das wäre denn alles, was Sie für ihre 19,775 Livres an Waaren bekommen hätten! Zum Teufel! das läßt sich hören! Merval hatte Recht. Man hat nicht alle Tage mit so ehrlichen Leuten zu thun.

Herr.

Du vergißt die Manschetten, die der Ritter für die Taxe zu sich nahm.

Jakob.

Weil der Ritter ihrer nie mit einem Worte wieder gedacht hat.

Herr.

Das ist wahr; aber du sagst auch nichts

von den beiden Dosen und der Uhr, die Matthes verpfändete.

Jakob.

Weil ich nicht weiß, was ich davon sagen soll.

Herr.

Unterdessen waren die Wechsel verfallen . . .

Jakob.

Und weder Sie noch der Ritter bey Kasse.

Herr.

Ich mußte mich verstecken. Man schrieb es meinen Eltern, und einer von meinen Onkeln kam nach Paris. Er reichte bey der Polizey eine Klagschrift gegen alle diese Schelme ein. Die Klagschrift ward einem von den Kommis zugetheilt; der Kommis war ein besoldeter Beschützer

von Merval. Man gab meinem Onkle zur Antwort: die Polizei könne hier nichts thun, da der Wechsel ganz die legale Form habe. Der Pfandverleiher, dem Matthes die beiden Dosen anvertrauet hatte, ließ diesen anhalten, sie einzulösen. Ich interemirte bey diesem Prozeß; aber die aufgelaufenen Gerichtsunkosten waren so ungeheuer, daß nach Verkauf der Uhr und der beiden Dosen noch fünf- bis sechshundert Livres nachgeschossen werden mußten.

Leser, du glaubst das nicht? So höre die Geschichte eines Limonadenschenken, der vor einiger Zeit in meiner Nachbarschaft starb und zwey arme noch minderjährige Waisen hinterließ. Der Kommissair begab sich sogleich in das Haus des Verstorbenen. Erst ward Alles versiegelt, dann das Siegel wieder abgenommen, dann

ein Inventarium verfertigt, und dann eine Auktion angestellt. Die Auktion warf nicht mehr ab, als acht- bis neunhundert Livres; davon die Gerichtskosten abgezogen, blieben noch zwey Sous für jeden dieser armen Waisen übrig. Diese zwey Sous gab man ihnen in die Hand, und schickte sie in's Spital.

Herr.

Das ist abscheulich!

Jakob.

Und doch hat man kein Einsehen.

Herr.

Mein Vater starb unterdessen; ich bezahlte die Wechsel, und kam aus meinem Schlupfwinkel wieder zum Vorschein, wo, ich muß es zu ihrer Ehre bekennen, der Ritter und meine Geliebte mir treulich Gesellschaft geleistet hatten.

Jakob.

Nun, waren Sie vom Ritter und Ihrer Schönen noch eben so eingenommen wie zuvor; und Ihre Schöne hängte Ihnen die Beeren höher als jemals.

Herr.

Warum that sie das, Jakob?

Jakob.

Weil sie jetzt Ihr eigner Herr, und Besitzer eines ansehnlichen Vermögens waren, und man also aus Ihnen einen kompletten Gecken machen wollte.

Herr.

Ich glaube in der That, daß sie das Willens waren; aber es gelang ihnen nicht. . . . An einem Morgen kam mir der Ritter sehr traurig vor. Es war gerade der Morgen nach einem Tage, den wir sehr vergnügt auf dem Lande zuge-

bracht hatten. Die Gesellschaft hatte aus dem Ritter, seiner oder meiner Freundin (vielleicht auch der Freundin von uns beiden zugleich) dem Vater, der Mutter, den Tanten, den Kusinen und mir bestanden. Er fragte mich, ob ich mir vielleicht eine Unvorsichtigkeit hätte zu Schulden kommen lassen, aus welcher die Eltern wegen meiner Liebe Verdacht schöpfen könnten? Der Vater und die Mutter, fuhr er fort, wären in Sorge wegen meines Courmachens bey ihrer Tochter, und hätten erklärt: wenn ich ehrliche Absichten hätte, so brauchte ich nur mit der Sprache herauszugehen, und man würde sich eine Ehre daraus machen, mir unter dieser Bedingung ferner den Zutritt zu verstatten; wenn ich mich aber binnen hier und vierzehn Tagen nicht darüber ausließe, so müßte man mich bitten,

meine Besuche einzustellen, weil sie zu sehr in die Augen fielen und zu allerley Gerede Anlaß gäben, und ihrer Tochter zum Nachtheil gereichen könnten, da aus Furcht vor einem Korbe andre Freyer dadurch abgeschreckt würden.

Jakob.

Nun, Herr? hatte Jakob nicht eine gute Nase?

Herr.

Der Ritter setzte hinzu: vierzehn Tage nur! der Termin ist verdammt kurz. Du liebst, und wirst geliebt. Was willst du nach Verlauf der vierzehn Tage thun? — Ich antwortete dem Ritter ganz trocken: nicht mehr hingehen. — »Du willst nicht mehr hingehen? Du liebst sie also nicht?« — Ich liebe sie, und zwar recht herzlich; aber ich habe Verwandte, einen Rang, einen Namen,

Aussichten, und ich kann mich unmöglich entschließen, alle diese Vortheile in der Bude eines Krämermädchens zu vergraben. — »Soll ich ihr das sagen?« — Wenn du willst? Aber Ritter, die plötzliche skrupelhafte Delikatesse dieser Leute fällt mir auf; sie haben ihrer Tochter erlaubt, meine Geschenke anzunehmen; sie haben mich wohl zwanzigmal mit ihr allein gelassen; sie läuft mit dem ersten besten, der ihr seinen Wagen anbietet, in die Schauspielhäuser, auf Bälle, Assembleen und Promenaden; die Eltern liegen ruhig in ihren Betten, während bey der Tochter Musik oder Gesellschaft ist; du gehst in dem Hause aus und ein, so oft es dir beliebt; und, unter uns Ritter, wo du zugelassen wirst, da kann man auch Andere zu lassen. Ihre Tochter steht nicht im besten Ruf. Ich glaube eben

so wenig, was man von ihr sagt, als ich es in Abrede seyn will; aber du wirst mir zugeben, daß die Eltern hätten früher darauf denken sollen, für die Ehre ihres Kindes zu wachen. Soll ich dir aufrichtig meine Meinung sagen? Man hat mich für einen guten Einfaltspinsel gehalten, den man bey der Nase zum Traualtar führen könnte! Aber sie betrügen sich. Ich finde Mamsell Agathen recht hübsch; ich bin sogar in sie vernarrt, und ich dächte, was ich Alles für sie aufgewandt und verschwendet habe, wäre Beweis genug davon. Ich bin gar nicht abgeneigt, meine Liebschaft mit ihr fortzusetzen; aber wenigstens will ich die Gewißheit haben, für mein vieles Geld sie in Zukunft weniger spröde zu finden. Ich bin nicht Willens, ewig zu ihren Füßen zu seufzen und mein Glück und mei-

ne Zeit zu vertändeln, die ich anderswo besser und nützlicher anwenden könnte. Du kannst dies der Mamsell Agathe und ihren Eltern geradezu sagen. Entweder unser Umgang hört auf, oder er muß auf einem andern Fuß fortgesetzt werden, und Mamsell Agathe muß aus mir etwas Besseres machen, als sie zeither gemacht hat. Erinnerst du dich wohl, Ritter, als du mich in ihrem Hause introducirtest, daß du mir mit Gefälligkeiten schmeicheltest, die ich doch nicht gefunden habe? Ritter, du hast mich ein wenig hinters Licht geführt! — Ritter: »Wahrhaftig, ich bin selbst zuerst hinters Licht geführt worden. Wer Teufel hätte sich einbilden sollen, daß das junge Ding bey ihrer Leichtfertigkeit, und ihrem freien Ton und Wesen, ein solcher kleiner Tugenddrache seyn würde!«

Jakob.

Der Teufel, Herr! das heißt von der Leber weggeredet! So haben Sie Sich doch einmal in Ihrem Leben ein Herz gefaßt!

Herr.

Es kommt mir manchmal so an. Ich hatte auch gar manches auf dem Herzen: die Geschichte mit den Wucherern; meine Wechsel-Flucht; die Mamsell Bridoin; und mehr als dies alles: die Sprödigkeit der Mamsell Agathe; ich war es satt, mich am Seilchen führen zu lassen.

Jakob.

Und was thaten Sie nach dieser muthigen Herzenserleichterung gegen Ihren theuern Freund, den Ritter von St. Ouin.

Herr.

Ich hielt Wort, und stellte meine Besuche ein.

Herr.

Bravo! bravo! mio caro maestro!

Herr.

Es gingen vierzehn Tage hin, ohne daß ich ein Wort von ihnen hörte, ausgenommen, daß der Ritter mich getreulich von den Wirkungen unterrichtete, welche mein Ausbleiben auf die Familie gehabt habe, und mich aufmunterte, standhaft zu bleiben. Man fängt an, sich zu wundern, sagte er zu mir; man sieht einander an, man fragt sich, was man dir für Anlaß zum Mißvergnügen gegeben habe? Die Mamsell spielt die Stolze; sie sagt mit affektirter Gleichgültigkeit, durch welche aber der Verdruß nur zu deutlich durchschimmert: »man sieht den Herrn gar nicht mehr. Wahrscheinlich will er, daß man ihn nicht mehr sehen soll! Immerhin, das ist seine Sache. —

und dann macht sie ein paar Pas, oder trillert eins, oder geht an's Fenster; aber wenn sie sich wieder umdreht, hat sie rothe Augen, und jedermann sieht, daß sie geweint hat. — »Daß sie geweint hat?« — Sie setzt sich, nimmt ihre Arbeit, will arbeiten, aber arbeitet nicht; man schwatzt von diesem und jenem, sie bleibt stumm; man sucht sie aufzumuntern, sie wird böse; man schlägt ihr ein Spiel, einen Spaziergang, die Komödie vor: sie nimmt es an, aber wenn es dazu kommt, fällt sie auf etwas Anderes, um es den Augenblick darauf ebenfalls zu verwerfen . . . Allein das macht dich unruhig; ich sage kein Wort mehr. — »Aber Ritter, du glaubst also, wenn ich wieder zu ihr ginge« . . . So würdest du wie ein Thor handeln! Man muß hübsch standhaft bleiben, und sich durch nichts irre

machen lassen. Kommst du von selbst wieder, ohne daß man dich ausdrücklich zurückgerufen hat, so bist du verloren. Man muß solchen Leuten Lebensart lehren! — »Und wenn man mich nicht zurückruft?» — Man wird dich zurückrufen! — »Wenn man es auf die lange Bank schöbe!» — Das wird nicht geschehen. Zum Henker! ein Mann wie du, ist nicht so leicht ersetzt! Kämest du aber von selbst zurück, so würde man mit dir schmollen, dich dein Wegbleiben theuer büßen lassen und dir das Gesetz auferlegen, das man dir auferlegen wollte, und unter das du dich schmiegen müßtest, du möchtest wollen oder nicht. Willst du der Herr oder willst du der Sklav, und zwar ein recht hart gehaltener Sklav seyn? Wähle! Aufrichtig zu gestehen, dein Betragen ist ein wenig unbesonnen gewesen, we-

nigstens verräth es keinen zärtlichen Liebhaber; aber was geschehen ist, ist geschehen, und wenn die Sache noch zum Guten zu kehren ist, so muß man wenigstens nichts vernachlässigen. — »Aber sie hat geweint.» — Nun gut, sie hat geweint; es ist besser, sie weint als du — »Wenn sie mich nicht zurückruft!» — Ich sage dir, sie wird dich zurückrufen! Bin ich bey ihr, so spreche ich so wenig von dir, als wenn du nicht in der Welt wärest. Man wendet mir den Rücken; ich lasse mir den Rücken wenden; endlich fängt man an, mich von weitem auszuholen, ob ich nichts von dir gesehen hätte. Ich antworte ganz gleichgültig, bald ja, bald nein. Dann spricht man von etwas anderem; aber bald lenkt man das Gespräch wieder darauf, warum du so plötzlich mit ihr gebrochen habest?

Das erste Wort kommt immer entweder vom Vater oder von der Mutter, oder von der Tante, oder von Agathen, und es heißt: Nach allen den Artigkeiten, die wir für ihn gehabt haben; nach dem Antheil, den wir an seinem letzten Unfall nahmen; nach der Freundschaft, die meine Nichte ihm erwiesen; nach den Höflichkeiten, womit ich ihn überhäufte; nach so vielen Betheuerungen von Ergebenheit und Anhänglichkeit, die er uns gemacht hat! ja, ja, man traue nur den Menschen! — Man öffne nun wieder sein Haus dem ersten, besten, der kommt! — .... man glaube nur an Freundschaft! — »Und Agathe?« — die ganze Familie ist voll Bestürzung: du kannst es mir glauben. — »Und Agathe?« — Agathe zieht mich bey Seite, und sagt zu mir: Ritter, begreifen Sie Ihren

Freund? Sie haben mir so vielemale versichert, daß er mich liebe. Wahrscheinlich glaubten Sie es; und warum sollten Sie es nicht geglaubt haben? glaubte ich es doch, ich! . . . . Dann macht sie eine Pause, ihre Stimme verändert sich merklich, ihre Augen füllen sich mit Thränen . . . Aber die deinigen machen es ja nicht besser! Nein ich sage dir kein Wort weiter, das ist fest beschlossen. Ich sehe wohl, wo du hinaus willst; aber daraus wird nichts, durchaus nichts! Da du einmal die Thorheit begangen hast, um nichts und wieder nichts zu brechen, so will ich nicht, daß du noch die zweyte größere begehst und dich ihnen an den Hals wirfst. Man muß diesen Vorfall zu nützen suchen, um in deiner Intrigue mit Mamsell Agathen größere Fortschritte zu machen; man muß ihr zei-

gen, daß sie dich nicht so am Seilchen hat und daß sie dich verlieren könnte, sobald sie es nicht besser anfängt dich zu behalten. Du hast so viel für sie gethan und willst noch nicht weiter mit ihr gekommen seyn, als ihr die Hand küssen zu dürfen? . . . . Marquis, die Hand auf's Herz! wir sind Freunde, und du kannst gegen mich offenherzig seyn, ohne eine Indiskretion zu begehen. Ist es wahr, daß du nicht weiter bey ihr gekommen bist? — »Ja.« — Du lügst, du machst den Delikaten. — »Das würde ich vielleicht thun, wenn ich Ursache dazu hätte; aber ich schwöre dir, ich bin nicht so glücklich, auf die Art lügen zu müssen.« — Es ist unbegreiflich; denn du weißt doch sonst deine Sachen geschickt anzufangen. Wie? man hat auch nicht die geringste kleine Anwandelung von Schwachheit für

dich gehabt? — »Nein.« — Vielleicht war sie da, und du wurdest sie nicht gewahr, und verfehltest sie! Mir ist bange, daß du dich in der Sache ein wenig albern genommen hast. So biedere, delikate und zärtliche Herren, wie du, sind zuweilen dem ausgesetzt. — »Aber du, Ritter, was machst du bey ihr?« — Nichts. — »Du solltest gar keine Absichten auf sie gehabt haben?« — Um Verzeihung, im Gegentheil, Absichten, die ziemlich lange dauerten; allein du kamst, sahst und siegtest. Ich wurde gewahr, daß man immer nur Augen für dich und fast gar keine mehr für mich hatte, und verstand den Wink. Wir sind übrigens gute Freunde geblieben; man vertrauet mir seine kleinen Geheimnisse an, und befolgt zuweilen meinen Rath; in Ermangelung eines bessern, habe ich mich zu der untergeordne-

ten Rolle bequemt, auf welche du mich reducirt hast.

Jakob.

Herr, erlauben Sie mir zwey Anmerkungen: die erste, daß ich in meiner Geschichte nie habe in einem Stück forterzählen können, ohne daß nicht der T — oder etwas anders mich unterbrochen hätte; hingegen Ihre Erzählung geht wie am Schnürchen. Sehen Sie, das ist der Gang des Lebens: der eine läuft durch Dornen und Disteln, ohne sich zu stechen; der andere mag sich noch so sehr vorsehen, wo er den Fuß hinsetzt — er findet Dornen auf dem gebahntesten Wege, und kommt geschunden und zerfetzt an Ort und Stelle.

Herr.

Hast du die Sprüchelchen, das große Buch und die Schrift dort oben vergessen?

Jakob.

Meine zweite Anmerkung ist; daß ich steif und fest dabey bleibe, Ihr Ritter ist der größte Gauner und Spitzbube. Erst theilt er Ihr Geld mit Ihren Wucherern, le Brün, Merval, Matthes Fourgeot, oder Fourgeot Matthes, und der Bridoin; und jetzt sucht er Ihnen in allem Guten und allen Ehren seine H— vor Pfaffen und Zeugen an den Hals zu hängen, um auch Ihre Frau mit Ihnen zu theilen — Au weh, mein Hals! . . .

Herr.

Weißt du wohl, was du alleweile gethan hast? Etwas sehr Gemeines und Impertinentes.

Jakob.

So was bin ich wohl fähig!

Herr.

Du beklagst dich, daß man dich unterbrochen hat, und du unterbrichst selbst.

Jakob.

Die Folge des bösen Beispiels, das Sie mir gegeben haben! Die Mutter ist galant, und will nicht, daß ihre Tochter es seyn soll; der Vater will sein Geld zum Fenster hinaus werfen, und will daß sein Sohn knickern soll; der Herr will. . .

Herr.

Seinem Diener ins Wort fallen, so oft es ihm beliebt, aber nicht von ihm unterbrochen werden!

Ist dir nicht bange, Leser, daß sich der Auftritt im Gasthof erneuern möchte, wo der eine schrie: du sollst hinunter! und der andere antwortete: ich will nicht hinunter! Was hindert mich, dich eben-

falls die Worte hören zu lassen: »ich will unterbrechen!« — »Du sollst nicht unterbrechen!« So viel ist gewiß, ich brauchte nur ein wenig bey Jakob und seinem Herrn zuzuschüren, so ginge der Zank von neuem los; und hätte ich ihn einmal ausbrechen lassen — wer weiß, wie und wann er sich endigte? Aber die Wahrheit ist, daß Jakob seinem Herrn bescheiden antwortete: Herr, ich unterbreche Sie nicht, sondern ich plaudere nur mit Ihnen, wie Sie mir das erlaubt haben.

Herr.

Es mag gut seyn. Aber das ist noch nicht alles.

Jakob.

Und welche Sünde kann ich denn mehr verschuldet haben?

Herr.

Du greifst dem Erzähler vor, und stiehlst ihm das Vergnügen, das er sich von deiner Ueberraschung versprach. Durch eine sehr zur unrechten Zeit angebrachte Prahlerei mit Scharfsicht verräthst du, was er dir sagen wollte; und so bleibt ihm nichts übrig, als zu schweigen. Also halt das Maul!

Jakob.

Ach, lieber Herr!

Herr.

Verwünscht sey alles, was witziger Kopf ist!

Jakob.

Ich gebe es zu; aber Sie werden nicht die Grausamkeit haben. . . .

Herr.

Gestehe wenigstens, daß du es verdientest.

Jakob.

Ich räume es ein; allein Sie werden bey dem allen nach Ihrer Uhr sehen, wie viel Zeit es ist; Sie werden Ihre Prise Tabak nehmen; Ihre böse Laune wird verfliegen; und Sie werden Ihre Erzählung fortsetzen.

Herr.

Der durchtriebene Bursche! er macht mit mir was er will! . . Einige Tage darauf, als ich diese Unterredung mit dem Ritter gehabt hatte, kam er wieder zu mir. Er hatte eine triumphirende Miene. Nun Freund, sagte er, wirst du ein andermal mehr deinen Kalendern trauen? Ich hatte es dir wohl gesagt, wir sind im Vortheil; und hier ist ein Brief von der Kleinen. Ja, ein Brief, ein Brief von ihr. . . . Dieser Brief lautete sehr sanfmüthig; er

enthielt Klagen, Vorwürfe u. s. w. Kurz ich ward im Hause von neuem installirt.

Leser! du hältst hier mit Lesen inne. Was ficht dich an? Ach, ich glaube es zu errathen. Du möchtest gern diesen Brief lesen. Madame Riccoboni würde nicht ermangelt haben, dir ihn zu zeigen, so wie den Brief, welchen Frau Pommeraye den beiden Betschwestern diktirte; ich bin überzeugt, daß du ihn auch vermißt hast. Ob er gleich weit schwerer zu schreiben war, als Agathens Brief, und ob ich gleich kein großes Zutrauen zu meinem Talent habe, so glaube ich doch, daß ich mich mit Ehren aus dem Handel gezogen hätte. Aber der Brief würde kein Original gewesen seyn; es wäre ihm gegangen, wie den erhabenen Reden des Titus Livius in seiner Römischen Geschichte, oder des Kardinals Benti-

voglio in seinem Flandrischen Kriegsschau-
platze! Man liest sie mit Vergnügen; allein
sie zerstören die Täuschung. Ein Geschicht-
schreiber, der seinen Helden Reden unter-
schiebt, die sie nicht gehalten haben, kann
ihnen auch Handlungen andichten, die sie
nicht thaten; daher bitte ich dich, lieber
Verzicht auf die beiden Briefe zu thun
und fortzulesen.

Herr.

Man verlangte von mir Rechenschaft
wegen meines Wegbleibens. Ich sagte, was
ich wollte. Man begnügte sich mit dem,
was ich sagte, und alles ging wieder sei-
nen gewöhnlichen Gang.

Jakob.

Das heißt, Sie fuhren fort, drein und
drauf zu geben, und kamen in ihrer Liebes-
geschichte darum nicht weiter.

Herr.

Der Ritter fragte mich, wie es damit stände, und schien ordentlich die Geduld darüber zu verlieren.

Jakob.

Vielleicht verlor er sie in Ernst.

Herr.

Und warum das?

Jakob.

Warum? Weil er ....

Herr.

Weiter!

Jakob.

Ich will mich wohl hüten; man muß das dem Erzähler überlassen ...

Herr.

Ich sehe, meine Lehren schlagen bey dir an, und das freuet mich .. Eines Tages schlug der Ritter mir eine Lustpartie

vor, wo wir ganz allein seyn wollten. Wir machten uns in aller Frühe auf den Weg, brachten den Tag auf dem Lande zu, und aßen Mittags und Abends im Gasthof. Der Wein war vortreflich; wir tranken stark, und führten politische, religiöse und galante Diskurse. Noch nie hatte mir der Ritter so viel Zutraulichkeit und so viel Freundschaft bezeigt. Er erzählte mir mit Offenherzigkeit alle Begebenheiten seines Lebens, und verschwieg mir weder das Gute noch Böse. Bald trank er, bald umarmte er mich, bald weinte er vor Zärtlichkeit. Ich trank, umarmte und weinte ebenfalls. Von seinem ganzen vergangenen Leben war ihm nur eine einzige That bewußt, die er sich vorwarf und die ihn, wie er sagte, bis ins Grab drücken und ihm leid thun würde. — »Ritter, beichte sie deinem Freunde; das

wird dir Erleichterung verschaffen. Sage ihm, was es war; vielleicht ein Vergehen von geringem Belange, das deine Delikatesse dir vergrößert?» — Nein, nein, rief der Ritter, indem er seinen Kopf in seine beiden Hände legte, und sich vor Scham das Gesicht zuhielt, es ist ein Bubenstück, ein unverzeihliches Bubenstück! Wirst du's glauben können? Ich der Ritter von Saint-Ouin, ich habe einmal meinen Freund betrogen! ja, betrogen! — »Wie ging das zu?» — Ach, wir besuchten beide einerlei Haus, wie du und ich. In diesem Hause war ein junges Mädchen, wie Mamsell Agathe; er war in sie verliebt, und sie liebte mich. Er ruinirte sich ihr zu Liebe, und ich war im Genuß ihrer Gunstbezeigungen. Ich habe nie das Herz gehabt, es ihm zu gestehen; aber sollten wir uns je

wieder antreffen, so will ich ihm alles entdecken. Dies schreckliche Geheimniß, das ich im Grunde meines Herzens bewahre, drückt mich zu Boden; es ist eine Last, die ich nothwendig abwälzen muß. — »Ritter, du wirst wohl daran thun.« — Du räthst es mir also? — »Allerdings rath' ich es dir« — Und wie glaubst du, daß mein Freund die Sache aufnehmen wird? — »Wenn er wirklich dein Freund ist und billig denkt, so wird er deine Entschuldigung in sich selbst finden; er wird von deiner Freimüthigkeit und deiner Reue gerührt werden, seine Arme um deinen Hals schlagen, kurz, thun, was ich an seiner Stelle thun würde. — Glaubst du das? — »Ich glaub' es.« — Und so würdest du handeln? — »Ich trau' es mir zu.« — Augenblicklich stand der Ritter auf,

näherte sich mir mit weinenden Augen und ausgebreiteten Armen, und sagte: Freund, so umarme mich! — »Wie, Ritter? rief ich, bist du's? bin ich's? Ist diese Spitzbübin von Agathe?« — Ja Freund, aber ich gebe dir dein Wort zurück; du sollst Herr und Meister seyn, mit mir zu verfahren, wie es dich gut dünkt. Glaubst du, wie ich, daß meine Beleidigung keine Entschuldigung verdient, so entschuldige mich nicht. Verlaß mich, betrachte mich als einen Gegenstand deines Abscheues, und gieb mich meinem Schmerz und der Schande Preis. Ach Freund, wenn du wüßtest, welche Gewalt die Betrügerin über mein Herz besaß! Ich bin mit biedern Gesinnungen geboren. Schließe nun selbst, wie viel ich bey der empfindlichen Rolle leiden mußte, zu der ich mich erniedrigte. Wie oft habe ich

meine Blicke von ihr gewendet und sie, über meine und ihre Verrätherei seufzend, auf dich geheftet! Es ist unglaublich, daß du es nie bemerkt haben solltest. —

Ich war unterdessen so unbeweglich wie eine steinerne Bildsäule, und hörte kaum, was der Ritter zu mir sagte. »Die Nichtswürdige! Du! du, mein Freund?« — Ja, ich war dein Freund, und ich bin es noch, da ich, um dich aus den Schlingen dieser Kreatur zu befreien, dir ein Geheimniß verrathe, das mehr ihr Geheimniß, als das meinige ist. Sonderlich bringt mich das zur Verzweiflung, daß du von ihr noch nichts erhalten hast, was dich hätte für alles das entschädigen können, was du so lange für sie thatest? — (Jakob fing hier an zu lachen und zu pfeifen.)

»Aber das ist ja trunkener Mund,

wahrer Mund von Collé?» — Leser, du weißt nicht, was du sagst! Um witzig zu scheinen, bringst du's dahin, daß man dir nicht einmal gesunden Menschenverstand zutrauen sollte. Es ist so wenig trunkener Mund, wahrer Mund, daß man es weit eher trunkener Mund, Lügenmund nennen könnte. Allein ich habe dir etwas Beleidigendes gesagt; es thut mir leid, und ich bitte dich deswegen um Vergebung.

Herr.

Mein Zorn schwand nach und nach. Ich umarmte den Ritter; er nahm wieder Platz auf seinem Stuhl, stemmte sich mit dem Ellbogen auf den Tisch, und drückte sich mit der Hand die Augen zu: er vermochte nicht, mich anzusehn.

Jakob.

Er war ganz traurig, und Sie hatten

die Güte ihn zu trösten. . . . (Jakob pfiff wieder.)

Herr.

Mir schien es das beste zu seyn, aus der Sache einen Scherz zu machen; aber so oft ich scherzen wollte, erwiderte mein niedergeschlagener Freund: es giebt keinen solchen Mann mehr wie du! du bist einzig, du bist hundertmal mehr werth, als ich. Ich zweifle, ob ich so viel Großmuth oder Stärke gehabt haben würde, dir eine ähnliche Beleidigung zu verzeihen; und du scherzest noch darüber? Das ist ohne Beispiel! Freund, was kann ich thun, um das wieder gut zu machen. . . . Aber nein, ach! nein! nein! nein! es kann nie wieder gut gemacht werden! Nie, nie werde ich weder mein Verbrechen noch deine Nachsicht vergessen! Das sind zwey Züge, die zu tief

hier eingegraben stehen. Ewig werde ich mich beider erinnern, um mich zu verabscheuen und dich zu bewundern und meine Ergebenheit für dich zu verdoppeln. — »Still, Ritter! du siehst die Sache ganz in einem falschen Lichte; du übertreibst sowohl meine als deine That. Deine Gesundheit, Ritter!» . . . Nun gut, so wollen wir die meinige trinken, weil du nicht willst, daß es die deinige seyn soll. — Der Ritter faßte unvermerkt wieder Muth; er erzählte mir alle Umstände von seiner Verrätherei, belegte sich selbst mit den härtesten Beinamen, und schonte weder Tochter noch Mutter, weder Vater noch Tante, noch die ganze Familie, die er mir als ein Pack Lumpengesindel schilderte, das meiner unwürdig, aber seiner vollkommen würdig sey. Dies waren seine eignen Worte.

Jakob.

Darum warne ich alle Frauenzimmer, ihre Gunstbezeigungen an Leute zu verschwenden, die sich betrinken. Ich verachte Ihren Herrn Ritter eben so sehr wegen des Ausplauderns seiner Liebesgeheimnisse, als wegen seiner Treulosigkeit in der Freundschaft. Was T—! er brauchte nur ein ehrlicher Mann zu seyn und gleich gerade mit der Sprache gegen Sie heraus zu gehen. . . . Aber sehen Sie Herr, ich bleibe dabey, er ist ein Schurke, ein ausgemachter Schurke! Ich weiß nicht, was es für ein Ende nehmen wird; indeß, gewiß will er Sie noch einmal betrügen, indem er thut, als ob er Ihnen einen Betrug aufdeckte. O, geschwin befreien Sie mich, befreien Sie Sich selbst aus diesem Gasthof und von der Gesellschaft dieses Mannes.

Herr.

Ich sagte zu dem Ritter: nach diesem Geständnisse hoffe ich, du wirst Agathen nicht wieder sehen. — »Ich sie nie wieder sehen? . . . Nur das thut mir weh, von dannen gehn zu sollen, ohne ächte Rache zu nehmen! Man sollte also einen wackern Mann betrogen, bey der Nase herumgeführt, verspottet und ausgezogen haben? man sollte die Leidenschaft und Schwachheit eines andern wackern Mannes — denn ich wage es, mich noch dafür zu halten — gemißbraucht haben, um ihn in eine Folge von Abscheulichkeiten zu verwickeln? man sollte zwey Freunde der Gefahr bloß gestellt haben, einander zu hassen und vielleicht zu ermorden? Denn gestehe es selbst, Lieber! wenn du hinter meine Streiche gekommen wärst! Du hast Herz, du würdest vielleicht darüber

so erbittert geworden seyn» . . . Nein, so weit wäre es nie gekommen. Warum denn, und für wen? Wegen eines Vergehens, wo niemand bürgen kann, daß er es nicht auch verschulde? War es meine Frau? Und wenn sie es gewesen wäre! War es meine Tochter? Nein, eine kleine abgefeimte Dirne! und du glaubst, daß ich einer solchen Betrügerin wegen —? Wir wollen davon schweigen, lieber Freund, und einmal trinken. Agathe ist jung, feurig, weiß, fleischig, zur Wollust geschaffen; nicht wahr? Sie hat gewiß eine Haut so sanft wie Pflaum, und ich wette, daß du in ihren Armen dich recht glücklich fühltest und gewiß nicht Zeit hattest, an deinen Freund zu denken. — »Ich leugne nicht, wenn die Reitze der Person, und die Wonne des genossenen Vergnügens einen begangenen Fehler minder strafbar machen

könnten, so würde Niemand unter der Sonne weniger strafbar seyn als ich!» — Ritter, ich trete auf die Hinterbeine; ich widerrufe meine vorige Nachsicht, und will deine Verrätherei nur unter einer Bedingung vergessen. — »Rede Freund, befiehl! sprich! soll ich zum Fenster hinaus springen? soll ich mich erhängen? soll ich mich ersäufen? soll ich mir ein Messer in die Brust stoßen?» . . . Und zugleich ergriff der Ritter ein Messer, das auf dem Tische lag, machte sich den Hals bloß, schob sein Hemde zurück, und setzte sich mit starren und verwirrten Blicken die Spitze des Messers, das er in der rechten Hand hielt, in die Herzgrube. Er schien nur auf meinen Befehl zu warten, um sich auf eine tragische Art aus der Welt zu schaffen. — Davon ist nicht die Rede, Ritter; wirf das Messer

weg. — »Ich lasse es nicht fahren; ich verdiene nichts besseres. Winke!« — Lege das Messer hin, sage ich; ich fordere keine Buße um einen so hohen Preis von dir. — Unterdessen blieb die Spitze des Messers doch immer über der Herzgrube schweben, bis ich ihn endlich beim Arm' ergriff, ihm das Messer wegriß, und es weit von mir in eine Ecke schleuderte. Ich nahm die Flasche, schenkte ihm sein Glas voll, und sagte: erst laß uns einmal trinken, und dann sollst du erfahren, unter welchen fürchterlichen Bedingungen ich dir verzeihen will. Agathe war also recht wollüstig, ein rechter Leckerbissen? — »Ach Freund, warum weißt du das nicht eben so gut aus Erfahrung, wie ich!« — Doch warte, erst soll man uns eine Bouteille Champagner bringen, und dann sollst du mir das Gemälde einer

der Nächte entwerfen, die du bey ihr zugebracht hast. Lieber Verräther, du wirst nicht eher losgesprochen, als bis du es haarklein erzählst. Frisch, mache den Anfang! Hast du mich nicht verstanden? — »Ich verstehe dich recht gut.» — Scheint dir mein Ausspruch zu hart? — »Nein» — Du denkst nach. — »Ich denke nach.» — Was hab' ich von dir verlangt? — »Die Schilderung einer der seligen Nächte, die ich bey Agathen zugebracht habe.» — Gerade das. — Unterdessen maß mich der Ritter von Kopf bis zu den Füßen, und sagte, wie zu sich selbst: er hat denselben Wuchs! er ist fast von gleichem Alter! und sollte auch einige Verschiedenheit obwalten, so brennt ja kein Licht, und in der vorgefaßten Meinung, daß ich es sey, wird sie nichts argwöhnen.» — Aber Ritter, du

sprichst vor dir selbst. Dein Glas steht noch eingeschenkt, und du machst keinen Anfang mit deiner Erzählung. — »Ich denke, Freund — kurz, es ist alles richtig. Umarme mich! wir werden gerächt werden; ja, wir werden gerächt werden! Zwar ist es von meiner Seite eine Verrätherei; doch wäre sie auch meiner unwürdig, so ist sie doch der kleinen Spitzbübin desto angemessener und würdiger. Du verlangst von mir die Schilderung einer Nacht der Liebe?» — Ja; ist das zu viel verlangt? — »Nein; aber wenn ich, statt der Schilderung, dir selbst zu einer solchen Nacht verhälfe!» — Das wäre freilich besser — (Jakob fing an zu pfeifen) Sogleich zog der Ritter zwey Schlüssel, einen kleinen und einen großen, aus seiner Tasche. »Der kleine, sagte er

zu mir, ist der Hauptschlüssel zur Hausthür; der große zur Galerie vor Agathens Schlafzimmer. Hier sind sie; sie stehen beide ganz zu deinen Diensten. Ich will dir sagen, wie ich es täglich seit sechs Monaten zu halten pflegte, und wie du es auch machen mußt. Ihre Fenster gehen, wie du weißt, vorn heraus; ich spaziere so lange in der Gasse auf und ab, als ich Licht im Zimmer sehe. Ein Topf mit Basilikum, der vor das Fenster gesetzt wird, ist das verabredete Signal. Dann nähere ich mich der Hausthür, schließe sie auf, gehe hinein, schließe sie wieder zu und schleiche mich so leise als möglich die Treppe hinauf. Nun nehme ich meinen Weg nach der kleinen Galerie, die zur Rechten ist. Hier finde ich eine kleine Nachtlampe, bey deren Schein ich mich ganz mit Muße

ausziehen kann. Agathe läßt die Thür von ihrer Kammer offen. Ich gehe hinein, und finde sie in ihrem Bette. Hast du mich verstanden?» — Recht gut. — »Da um und neben uns Leute sind, so reden wir kein Wort.» — Ich glaube überhaupt, daß ihr andre Dinge zu thun haben werdet, als zu plaudern. — »Im Nothfall könnte ich aus ihrem Bett springen, und mich in einem kleinen Nebenkabinet verschließen; doch in den Fall bin ich noch nicht gekommen. Gegen vier Uhr Morgens pflegen wir uns gewöhnlich zu trennen. Sollte die Fülle des Vergnügens oder das Bedürfniß der Ruhe uns länger verspäten, so stehen wir zusammen auf. Sie geht hinunter; ich bleibe in dem kleinen Kabinette, kleide mich an, lese, ruhe aus, und warte, bis es Zeit ist, mich im Hause sehen zu lassen.

Dann gehe ich ebenfalls hinunter, mache mein Kompliment, und umarme die Leute, als ob ich den Augenblick erst ins Haus getreten wäre.» — Erwartet man dich diese Nacht? — »Alle Nächte werde ich erwartet.» — Und du willst mir deine Stelle abtreten? — »Von ganzem Herzen. Denn daß du die Nacht selbst der Beschreibung vorziehst, ist mir ganz gleichgültig; nur Eins wünschte ich» — Sag' es heraus; es giebt wenig Dinge, die zu unternehmen ich mich nicht muthig genug fühlte, um dich zu verbinden — »Ich wünschte, du verweiltest in ihren Armen, bis es Tag wird; ich wollte dann dazu kommen und euch überraschen.» — O nein, Ritter, das wäre gar zu heimtückisch! — »Zu heimtückisch? O, ich bin das nicht so sehr, als du glaubst! Vorher wollte ich mich in dem kleinen Ka-

binette ausziehen.« — Lieber Ritter, du hast den T— im Leibe! Und dann geht es ja nicht an! giebst du mir die Schlüssel, so kannst du ja nicht mehr hinein. — »Ach Freund, du bist auch gar zu einfältig, nimm mir's nicht übel» — Und warum verdiente ich diesen Vorwurf? — »Können wir nicht beide zusammen hinein gehen? Du begiebst dich zu Agathen, und ich bleibe so lange im Kabinet, bis du mir das verabredete Zeichen giebst.» — Meiner Treu! das ist so drollig, so lustig, daß ich fast meine Einwilligung dazu geben möchte. Aber Ritter, alles wohl überlegt, möchte ich lieber dieses Possenspiel für eine von den folgenden Nächten aufheben — »Ach, ich verstehe dich; deine Absicht ist, uns mehr als Einmal zu rächen» — Wenn du's zufrieden bist — »Vollkommen!»

Jakob.

Ihr Ritter macht mich ganz verwirrt; ich bildete mir ein . . .

Herr.

Was bildetest du dir ein?

Jakob.

Nichts, Herr. Fahren Sie nur fort.

Herr.

Wir tranken, und hatten tausend lustige Einfälle über den bevorstehenden Minnesold, über seine Folgen, und sonderlich über die Nacht, wo Agathe sich zwischen dem Ritter und mir befinden würde. Der Ritter war äußerst liebenswürdig und aufgeräumt geworden, und der Text unserer Unterredung war nichts weniger als traurig. Er gab mir allerley Vorschriften, wie ich mich in dieser Nacht zu betragen hätte, die indeß nicht alle gleich leicht zu befol-

gen waren. Aber nach einer so langen Reihe wohlangewendeter Nächte konnte ich wenigstens am allerersten die Ehre des Ritters behaupten, so viele Wunderdinge er auch von sich prahlte. Wir vertieften uns in ein Detail von Agathens Talenten, Vorzügen und Vollkommenheiten, das kein Ende nehmen wollte. Der Ritter wußte mit unglaublicher Kunst den Taumel der Leidenschaft mit dem Taumel des Weinrausches zu verbinden. Der Augenblick des zu bestehenden Abentheuers, oder unserer Rache, schien uns viel zu langsam sich zu nähern. Unterdessen standen wir vom Tische auf. Der Ritter bezahlte die Zeche zum erstenmal in seinem Leben. Wir setzten uns betrunken in unsern Wagen, und unsere Bedienten waren noch weit mehr benebelt als wir.

Leser, was hält mich ab, Kutscher und Pferde und Wagen und Herrn und Bedienten in ein Loch zu werfen? oder, wenn das Loch dir bange macht— was hält mich ab, sie richtig und wohlbehalten nach der Stadt zu bringen, wo ich ihren Wagen an einen andern Wagen anfahren lasse, den ich ebenfalls mit jungen Trunkenbolden besetze? Ich lasse sie dann von Schimpfworten zum Handgemenge kommen, die Degen ziehen, kurz, eine Schlägerei in aller Form entstehen. Oder was hält mich ab, wenn du so wenig ein Freund von Schlägerei, wie vom Umwerfen bist, statt dieser jungen berauschten Herren, Mamsell Agathen mit einer von ihren Tanten in der Kutsche sitzen zu lassen? Von dem allen ereignete sich indeß nichts. Der Ritter und Jakobs Herr kamen glücklich nach Paris; letzterer zog

des Ritters Kleider an. Es war Mitternacht, und sie standen unter Agathens Fenster. Das Licht ward ausgelöscht, und der Topf mit dem Basilikum heraus gesetzt. Sie gingen noch einmal die Gasse auf und ab, und der Ritter wiederholte seinem Freunde seine Lektion noch einmal. Endlich näherten sie sich der Thüre; der Ritter schloß auf, ließ Jakobs Herrn hinein, behielt den Hausthürschlüssel, gab ihm den Schlüssel zur Galerie, schloß die Hausthür wieder zu, und entfernte sich. Nach diesem kleinen ziemlich lakonisch vorgetragenen Detail, nahm Jakobs Herr wieder das Wort und erzählte weiter.

Das Lokale war mir bekannt. Ich schleiche auf den Fußzehen hinauf, öffne die Thür zur Galerie, schließe sie wieder zu, und gehe in das Kabinet, wo ich die kleine Nacht-

lampe finde. Die Thür des Zimmers stand offen; ich gehe hinein, und auf den Alkoven zu, wo Agathe lag und nicht schlief. Ich mache die Vorhänge auf, und sogleich fühle ich, daß zwei nackende Arme sich um mich schlingen und mich zu sich ziehen. Ich lasse alles mit mir machen, lege mich nieder, und erwiedere die Liebkosungen, womit man mich überhäuft. Jetzt wähnte ich mich den glücklichsten Sterblichen, den es auf der Welt gäbe, und war noch in diesem Wahn, als . . . .

Als Jakobs Herr gewahr wurde, daß Jakob schlief oder sich wenigstens so stellte. Du schläfst, fuhr er ihn an, du schläfst, Einfaltspinsel? bei der interessantsten Stelle meiner Geschichte? — Und eben da erwartete Jakob seinen Herrn — Willst du munter werden? — »Ich glaube es nicht.« —

Und warum? — »Weil, wenn ich aufwachte, auch mein böser Hals mit aufwachen könnte, und ich also der Meinung bin, daß es besser ist, wir ruhen beide.« ....
Mit diesen Worten ließ Jakob seinen Kopf vorwärts fallen. — Du wirst den Hals brechen. — »Das werde ich, wenn es dort oben geschrieben steht. Befinden Sie Sich nicht in Mamsell Agathens Armen?« — Ja. — »Ist Ihnen in diesen Armen nicht recht wohl?« — Sehr wohl. — »So bleiben Sie da.« — Ich soll in Agathens Armen bleiben? Das ist dein Spaß. — »Wenigstens, bis ich die Geschichte von Desglands Pflaster weiß.«

Herr.

Du rächst dich, Trotzkopf!

Jakob.

Und wenn das auch wäre! — Herr,

haben Sie nicht die Erzählung meiner Liebesgeschichte durch tausend Fragen, durch tausend wunderliche Einfälle, ohne das geringste Murren von meiner Seite, unterbrochen? Sollte es mir also nicht erlaubt seyn, Sie zu bitten, auch Ihre Erzählung unterbrechen zu dürfen und mir zu sagen, was für eine Bewandniß es mit dem Pflaster des wackern Desgland hatte, dem ich so viele Verbindlichkeit schuldig bin, der mich aus den Händen des Wundarztes befreite, wo es mir an Geld gebrach, und wo ich nicht wußte, was ich anfangen sollte? und bey dem ich in Bekanntschaft mit Denisen kam, mit Denisen, ohne welche ich Ihnen nicht ein Wort von der ganzen Reise gesagt haben würde? Mein Herr, mein lieber Herr, ich bitte Sie um die Geschichte von Desglands Pflaster. Fassen Sie Sich so kurz,

wie es Ihnen belieben wird. Unterdessen wird die Schläfrigkeit vergehen, die mich befallen hat, und über die ich nicht Herr werden kann. Dann dürfen Sie auf meine ganze Aufmerksamkeit Rechnung machen.

Herr (zuckt die Achseln, und sagt):

In Desglands Nachbarschaft lebte eine liebenswürdige Wittwe, die manches in ihrem Charakter mit einer berühmten Curtisanne des vergangenen Jahrhunderts gemein hatte. Sie war aus Grundsätzen der Vernunft tugendhaft und aus Temperament ausschweifend, und wenn sie den Tag vorher eine Thorheit begangen hatte, so bereuete sie es den Tag darauf allezeit bitterlich. So brachte sie ihr ganzes Leben in einem beständigen Uebergange vom Vergnügen zur Reue und von der Reue zum Vergnügen hin, ohne daß die Angewohnheit des

Vergnügens die Reue, oder die Angewohnheit der Reue den Geschmack am Vergnügen erstickt hätte. Ich habe sie in den letzten Augenblicken ihres Lebens gekannt; sie sagte: endlich stände sie im Begriff, zweien großen Widersachern zu entrinnen. Ihr Mann, der voll Nachsicht gegen den einzigen Fehler war, den er ihr vorzuwerfen hatte, beklagte sie, so lange sie lebte, und vermißte sie noch lange nach ihrem Tode. Er behauptete, es würde von seiner Seite eben so lächerlich gewesen seyn, wenn er seine Frau hätte hindern wollen, der Liebe zu pflegen, als wenn er sie hätte abhalten wollen, zu trinken. Er verzieh ihr die Menge ihrer Buhlschaften in Rücksicht auf die feine Wahl, mit der sie dabey zu Werke ging. Nie nahm sie die Huldigung eines Dummkopfs oder eines Bösewichts an.

Ihre Gunstbezeigungen waren immer der Lohn des Talentes oder der Rechtschaffenheit. Wenn man von einem Menschen sagte, er wäre ihr Liebhaber gewesen oder er wäre es noch, so war das eben so viel, als ob man gesagt hätte, er sey ein Mann von Verdiensten. Da sie ihren Leichtsinn kannte, so gelobte sie nie Beständigkeit. Ich habe nur Einen falschen Schwur in meinem Leben gethan, sagte sie, und das ist der letzte. Man mochte ihr untreu werden, oder sie selbst die Neigung verlieren, die man ihr eingeflößt hatte, so blieb man doch immer ihr Freund. Nie hatte es ein auffallenderes Beispiel von Unterschied in rechtschaffener Denkungsart und in sittlichem Betragen gegeben. Man konnte nicht von ihr sagen, daß sie eine Frau von unbescholtenen Sitten sey; aber man mußte bekennen, daß

es schwer halten würde, eine ehrlichere und biedrere Person zu finden, als sie. Ihr Pfarrer sahe sie selten in der Kirche; aber er fand jederzeit ihre Börse zu milden Gaben für die Armen offen. Sie pflegte sich auf eine ziemlich drollige Art von der Religion und den Gesetzen auszudrücken: »es wären ein Paar Krücken, die man den »Leuten lassen müßte, welche schwach auf »den Füßen wären.« Die Damen fürchteten ihren Umgang mit ihren Männern eben so sehr, wie sie ihren Umgang mit ihren Kindern wünschten.

Jakob.

(Nachdem er zwischen seinen Zähnen gemurmelt hatte: „das verwünschte Gemälde sollst du mir bezahlen!„ setzt hinzu:)

Sie sind in diese Frau verliebt gewesen?

Herr.

Ich würde es gewiß geworden seyn, wenn Desgland mir nicht zuvor gekommen wäre. Desgland verliebte sich in sie. . . . . .

Jakob.

Sind die Geschichte seines Pflasters und die Geschichte seiner Liebe so mit einander verwebt, daß sich beide nicht von einander trennen lassen?

Herr.

Sie lassen sich trennen. Das Pflaster war ein bloßer Zufall; aber die Geschichte ist eine treue Schilderung von Allem, was sich während ihrer Liebe zugetragen hat.

Jakob.

Und hat sich vielerley zugetragen?

Herr.

Vielerley!

Jakob.

So erlauben Sie mir, Ihnen vorzustellen: wenn Sie bey jedem Umstande so weitschweifig seyn wollen, wie bey dem Portrait Ihrer Heldin, daß wir dann vor Pfingsten nicht von hier wegkommen werden, und daß es um die Erzählung Ihrer und meiner Liebesgeschichte gethan seyn wird.

Herr.

Deine eigene Schuld! Warum hast du mich zu diesem Seitensprunge verleitet? Hast du kein kleines Kind bey Desgland gesehen?

Jakob.

Das boshaft, starrköpfig und kränklich war? Ja, ich habe es gesehen.

Herr.

Es war ein natürlicher Sohn von Desgland und der schönen Wittwe.

Jakob.

Das Kind wird ihm großen Verdruß machen. Es ist ein einziges Kind; hinreichender Grund genug, um ein Taugenichts zu werden. Es weiß, daß es reich ist; wieder ein hinreichender Grund zu einem künftigen Taugenichts.

Herr.

Und da es kränklich ist, so lehrt man ihm nichts, man zwingt es zu nichts, man widerspricht ihm in nichts; ein dritter hinreichender Grund, daß ein Taugenichts aus ihm werden muß.

Jakob.

Einmal in der Nacht erhob der kleine Bösewicht ein jämmerliches Geschrei. Das ganze Haus kam in Allarm und eilte hinzu. Er verlangte, daß sein Papa aufstehen sollte. — »Der Papa schläft.« — Das thut

nichts; er soll aufstehen! ich will es haben, ich will es haben! — Man weckte Desgland, der nun seinen Schlafrock umwarf und zu ihm ging. »Nun, lieber Kleiner, da bin ich! was willst du?» — Ich will, daß alle hierher kommen sollen. — »Wer?» — Alle, die im Schlosse sind. — Sie wurden alle zusammen berufen, Herr, Knecht, Fremde, Hanne, Denise und ich mit meinem kranken Knie, alle, ausgenommen eine alte unvermögende Hausvoigtin, der man aus Mitleiden eine Wohnung in einem Häuschen, fast eine Viertelstunde vom Schlosse, eingeräumt hatte. Der Bube bestand darauf, daß man auch die holen sollte — »Aber liebes Kind, es ist Mitternacht.» — Ich will es haben, ich will es haben! — »Du weißt, sie wohnt sehr weit von hier, ist alt und kann nicht gehen.» —

Ich will es haben, ich will es haben! — Kurz; die alte Hausvoigtin mußte geholt werden. Man brachte sie getragen; denn anders hätte sie den Weg nicht zurücklegen können. Als wir alle beisammen waren, verlangte er aufzustehen und sich anzukleiden. Er ward aus dem Bette gebracht und angekleidet. Nun verlangte er, daß wir alle in den großen Saal gehen und ihn mitten unter uns auf den Großvaterstuhl seines Papa's setzen sollten. Es geschah. Er verlangte, daß wir uns alle bey der Hand fassen sollten. Es geschah. Er verlangte, daß wir alle im Kreis um ihn her tanzen sollten; und wir fingen alle an, im Kreis um ihn her zu tanzen. Aber was nun kommt, ist vollends unglaublich.

Herr.

Ich hoffe, daß du mich dessen überheben wirst.

Jakob.

Nein, nein Herr, Sie müssen es anhören. Glauben Sie, daß Sie mir ungestraft ein vier Ellen langes Portrait von der Mutter gemacht haben sollen? . . .

Herr.

Jakob, ich verziehe dich!

Jakob.

Desto schlimmer für Sie.

Herr.

Das langweilige und lange Portrait der Wittwe wurmt dich; aber ich sollte meinen, du hättest mir diese Langeweile durch die lange und ennüyante Geschichte der kindischen Einfälle des Sohnes zur Gnüge vergolten.

Jakob.

Wenn Sie das meinen, so fahren Sie in der Geschichte des Vaters fort; aber ich

verbitte mir alle Portraits: sie sind mir bis in den Tod verhaßt.

Herr.

Und warum sind dir die Portraits so verhaßt? . . .

Jakob.

Weil sie sich so wenig gleichen, daß, wenn man von ungefähr die Originale antrift, man sie nie zu erkennen im Stande ist. Erzählen Sie mir die Thatsachen und Worte treulich, und ich will bald wissen, mit welchem Mann ich's zu thun habe. Ein Wort, eine Geberde haben mich manchmal klüger gemacht, als das Geschwätz der ganzen Stadt.

Herr.

Einmal lud Desgland . . .

Jakob.

Wenn Sie nicht zu Hause sind, so

schleiche ich mich zuweilen in Ihre Bibliothek. Ich nehme mir ein Buch, und gewöhnlich ein historisches.

Herr.

Einmal lud Desgland . . .

Jakob.

Verzeihung lieber Herr! Aber die Maschine war einmal aufgezogen, und erst mußte sie ablaufen.

Herr.

Ist sie abgelaufen?

Jakob.

Ja.

Herr.

Einmal lud Desgland die schöne Wittwe mit einigen Herren von Adel aus der Nachbarschaft, zu sich zu Tische. Desglands Regiment neigte sich zu seinem Ende. Unter den Gästen befand sich einer,

gegen den in dem flatterhaften Herzen der Schönen eine Neigung zu glimmen anfing. Desgland und sein Rival saßen bey Tische neben einander, und der schönen Wittwe gegenüber. Desgland bot seinen ganzen Witz auf, um das Gespräch zu beleben, und sagte der Wittwe die galantesten Sachen von der Welt; aber sie blieb zerstreuet, hörte auf nichts, und verwendete kein Auge von seinem Rival. Desgland hielt ein frisches Ey in der Hand. Eine konvulsivische, durch Eifersucht erregte Bewegung befiel ihn, und zog seine Finger krampfhaft zusammen; das Ey barst in seiner Schale, und spritzte seinem Nachbar in's Gesicht. Dieser machte mit der Hand eine Bewegung. Desgland ergriff ihn bey der Hand, hielt sie zurück, und flisterte ihm in's Ohr: mein Herr, ich nehme es für empfangen

an. . . Eine tiefe Stille bemächtigte sich der ganzen Tafel. Der schönen Wittwe ward nicht wohl; die Mahlzeit war traurig und kurz. Nach Tische ließ sie Desgland und seinen Rival in ein Nebenzimmer rufen. Alles was eine Dame mit Anstand nur thun konnte, um sie zu versöhnen, das that sie. Sie bat, sie weinte, sie ward ohnmächtig, und zwar in Ernst ohnmächtig; sie drückte dem Desgland die Hand; heftete ihre in Thränen schwimmenden Augen auf seinen Rival; sagte zu dem einen: »und Sie lieben mich?« . . . zu dem andern: »und Sie haben mich geliebt?« . . . zu beiden; »und Sie wollen mich in's Unglück stürzen, mich zum Mährchen, zum Gegenstande des Hasses und der Verachtung in der ganzen Provinz machen? Wer von euch beiden seinem Gegner das Leben raubt, der soll mir nie

wieder vor Augen kommen, er sei, wer er wolle! der soll nie weder mein Freund, noch mein Liebhaber werden! ich gelobe ihm einen Haß, der nur mit meinem Leben enden kann!« Sie fiel hierauf von neuem in Ohnmacht, und sprach noch die Worte: Barbaren, zieht eure Degen, und stoßt sie mir in die Brust! seh' ich nur sterbend euch versöhnt, so sterb' ich gern!« — Desgland und sein Rival blieben unbeweglich, und einige Thränen entwischten ihren Augen. Unterdessen mußte man sich trennen, und man brachte die schöne Wittwe mehr todt als lebendig nach ihrem Hause.

Jakob.

Aber, lieber Herr, wozu brauchte ich das Portrait dieser Dame, das sie mir vorher entwarfen? würde ich nicht jetzt eben

so gut wissen, was Sie mir von ihr gesagt haben?

Herr.

Den andern Morgen stattete Desgland seiner liebenswürdigen Ungetreuen einen Besuch ab. Er traf seinen Rival bey ihr an. Dieser und die schöne Wittwe waren nicht wenig verwundert, Desglands rechten Backen mit einem großen, runden Stück schwarzen Taffent beklebt zu sehen. Was ist das? fragte die Wittwe. Desgland: Es ist nichts.— Sein Rival: Vielleicht ein kleiner Fluß? — Desgland: Es wird schon vergehen ..... Nach einem kurzen Gespräch nahm Desgland wieder Abschied, und im Weggehen gab er seinem Rival einen Wink, der sehr gut verstanden wurde. Dieser folgte ihm. Der eine ging auf dieser, der andere auf jener Seite zur

Straße hinaus. Sie trafen hinter dem Garten der schönen Wittwe auf einander, schlugen sich, und Desglands Nebenbuhler blieb schwer, aber nicht tödtlich, verwundet auf dem Platze. Während man ihn nach seinem Hause schaffte, ging Desgland wieder zu der schönen Wittwe, und setzte sich zu ihr. Sie unterhielten sich wieder von dem gestrigen Vorfall; sie fragte ihn von neuem, was das ungeheure und lächerliche Schönpflästerchen bedeute, welches ihm den Backen bedecke? Er stand auf, und besah sich im Spiegel. Wirklich, sagte er, ich finde, daß es ein wenig zu groß ist ... Er nahm eine Scheere der Dame, that sein Taffentpflaster ab, beschnitt es rings herum eine oder zwey Linien breit, legte es wieder auf, und sagte zu der Wittwe: wie finden Sie mich nun? — »Um eine oder

zwey Linien weniger lächerlich als zuvor.» — Je nun, es ist doch immer etwas! —

Desglands Nebenbuhler ward geheilt, und es ging ein zweites Duell vor sich, wobey der Sieg wieder auf Desglands Seite war. Eben das trug sich noch fünf- oder sechsmal hinter einander zu, und nach jedem solchen glücklich überstandenen Zweykampfe schnitt Desgland ein kleines Rändchen von seinem Pflaster ab, und klebte den Ueberrest wieder auf seinen Backen.

Jakob.

Was nahm diese Sache für ein Ende? Wenn mir recht ist, trug Desgland sein Schönpflästerchen nicht mehr, als man mich auf sein Schloß brachte.

Herr.

Das Ende dieses Abentheuers war der Tod der schönen Wittwe. Der anhaltende

Gram, den sie darüber empfand, richtete ihre schwache und schwankende Gesundheit vollends zu Grunde.

Jakob.

Und Desgland?

Herr.

Einstmals als wir zusammen spazieren gingen, erhielt er ein Billet. Er machte es auf, las es, und sagte: Es war ein schöner Mann; aber ich kann über seinen Tod nicht traurig seyn ... und zugleich riß er von seinem Backen den Rest des schwarzen Pflästerchens ab, das durch das öftere Beschneiden fast zu der Größe einer gewöhnlichen Musche zusammen geschrumpft war. Dies ist die Geschichte von Desglands Pflaster. Ist Jakob nun befriedigt? und darf ich hoffen, daß er die Geschichte meiner Liebschaft anhören oder in der seinigen fortfahren wird?

Jakob.

Keins von beiden.

Herr.

Und die Ursache?

Jakob.

Weil es zu heiß ist, weil ich müde bin, weil dieses Plätzchen allerliebst ist, weil wir unter diesen Bäumen im Schatten seyn und uns ausruhen werden, während wir uns am Rande dieses Baches abkühlen.

Herr.

Ich bin es zufrieden. Aber dein Rheumatismus! . . .

Jakob.

Er ist von Hitze entstanden, und die Aerzte behaupten ja, daß entgegengesetzte Dinge durch entgegengesetzte Dinge gehoben werden.

Herr.

Eine eben so moralische als physische Wahrheit! — Ich habe eine besondere Bemerkung gemacht; nehmlich, daß es wenige moralische Maximen giebt, aus welchen man nicht ein medicinisches Aphorisma gemacht hätte; und so umgekehrt, wenige medicinische Aphorismen, aus denen man nicht eine moralische Maxime machen könnte.

Jakob.

Das muß so seyn!

Sie stiegen vom Pferde, und streckten sich in's Gras. Jakob sagte zu seinem Herrn: »wollen Sie wachen oder schlafen? Wachen Sie, so schlafe ich; schlafen Sie, so wache ich.« — Sein Herr gab zur Antwort: schlaf nur, schlaf! — »Ich kann mich also darauf verlassen, daß Sie wachen

werden? Bedenken Sie wohl, daß wir diesmal zwey Pferde einbüßen könnten.

Der Herr zog seine Uhr und Dose heraus. Jakob schickte sich zum Schlafen an; aber jeden Augenblick fuhr er hastig im Schlafe auf, und schlug seine beiden Hände in der Luft gegen einander. Sein Herr fragte ihn endlich: »was T—! mit wem hast du es vor?«

Jakob.

Mit den Fliegen und Mücken. Ich möchte wohl wissen, wozu dieses lästige Geschmeiß nütze wäre?

Herr.

Und du glaubst, weil du es nicht weißt, daß sie zu nichts nütze sind? Die Natur hat nichts Unnützes oder Ueberflüßiges gemacht.

Jakob.

Das glaube ich gern; denn weil eine Sache da ist, so muß sie wohl da seyn.

Herr.

Wenn du zu viel oder zu böses Blut hast, was thust du? Du lässest einen Wundarzt kommen und dir etwas davon abzapfen. Nun gut! diese Schnacken, über die du dich beschwerst, sind ein Schwarm von kleinen geflügelten Wundärzten, die mit ihren kleinen Lanzetten dich stechen, dir zur Ader lassen und dir tropfenweis das Blut abzapfen.

Jakob.

Ja, aber aufs Gerathewohl, ohne zu wissen, ob ich zu viel oder zu wenig habe. Legen Sie einmal einen Schwindsüchtigen hierher, und Sie sollen sehen, daß die kleinen geflügelten Wundärzte auch ihm werden zur

Ader lassen wollen. Sie denken nur an sich, und so denkt alles in der Natur an sich, nur an sich. Wen kümmert es, ob jemand anders Schaden leidet, wenn er selbst sich nur wohl dabey befindet! . . . Hierauf fing er von neuem an, mit beiden Händen in der Luft zu fechten und auszurufen: Verwünscht seyen die kleinen geflügelten Wundärzte!

Herr.

Jakob kennst du die Fabel vom Garo?

Jakob.

Ja.

Herr.

Wie findest du sie?

Jakob.

Schlecht.

Herr.

Das ist bald gesagt.

Jakob.

Und bald bewiesen. Wenn, statt Eicheln, die Eiche Kürbisse getragen hätte — würde wohl der dumme Garo sich unter die Eiche schlafen gelegt haben? Und wenn er sich unter der Eiche schlafen legte — was ging es das Wohl oder Weh seiner Nase an, ob Kürbisse oder Eicheln herabfielen? Geben Sie das ihren Kindern zu lesen!

Herr.

Ein Philosoph, der wie du heißt, will es nicht haben.

Jakob.

Weil jeder seine Meinung hat und weil Hans Jakob nicht Jakob ist.

Herr.

Desto schlimmer für Jakob.

Jakob.

Wer kann das wissen, bevor er nicht

bis an das letzte Wort der letzten Zeile auf der Seite gekommen ist, die er in dem großen Buche ausfüllt! . . .

Herr.

Worüber denkst du nach?

Jakob.

Darüber, daß, indem Sie mit mir redeten und ich ihnen antwortete, Sie mit mir redeten, ohne es zu wollen, und ich Ihnen antwortete, ohne es zu wollen.

Herr.

Weiter!

Jakob.

Weiter? Daß wir folglich zwey ächte Maschinen sind, welche leben und denken.

Herr.

Aber was willst du jetzt?

Jakob.

Meiner Treu! es bleibt noch immer

beym Alten! In den beiden Maschinen ist nur eine Feder mehr im Spiel.

Herr.

Und diese Feder?

Jakob.

Der T— soll mich holen, wenn ich begreife, wie sie ohne Ursache spielen könnte. Mein Hauptmann pflegte zu sagen: man nehme eine Ursache an, und es wird eine Wirkung daraus erfolgen: aus einer schwachen Ursache eine schwache Wirkung, aus einer augenblicklichen Ursache eine augenblickliche Wirkung, aus einer abwechselnden Ursache eine abwechselnde Wirkung, aus einer cessirenden Ursache eine cessirende Wirkung u. s. w.

Herr.

Aber mich dünkt, ich fühle in mir selbst, daß ich frey bin, so wie ich fühle, daß ich denke.

Jakob.

Mein Hauptmann sagte: ja, jetzt, weil du nichts willst; aber stürze dich einmal von deinem Pferde.

Herr.

Gut, ich stürze mich herab.

Jakob.

Mit leichtem Herzen? ohne Widerwillen? ohne Ueberwindung? so, als ob Sie vor der Thür eines Gasthauses abstiegen?

Herr.

Nicht völlig so; aber was liegt daran, wenn ich mich nur herabstürze und so beweise, daß ich frey bin.

Jakob.

Mein Hauptmann sagte ferner: bemerkst du nicht, daß ohne meinen Widerspruch es dir nie in den Sinn gekommen seyn würde, dir den Hals zu brechen? Also bin ich es, der

dich bey den Beinen faßt und aus dem Sattel wirft. Wenn also dein Fall etwas beweiset, so beweiset er wenigstens nicht, daß du frey und nicht recht gescheidt bist. Mein Hauptmann setzte noch hinzu, der Genuß einer Freiheit, welche sich ohne Bewegungsgrund ausüben ließe, würde der wahre Charakter eines Besessenen seyn.

Herr.

Das ist für mich zu hoch! Aber deinem Hauptmann und dir zum Trotz, glaube ich doch, daß ich will, wenn ich will.

Jakob.

Aber wenn Sie es jetzt, oder wenn Sie es immer in Ihrer Gewalt gehabt haben, zu wollen — warum lieben Sie nicht jetzt ein Meerkätzchen? oder warum haben Sie nicht aufgehört Agathen zu lieben, als Sie aufhören wollten? — Lieber Herr, man

bringt drei Viertel seines Lebens damit hin, etwas zu wollen und es nicht zu thun.

Herr.

Das ist wahr.

Jakob.

Und etwas zu thun, ohne es zu wollen.

Herr.

Willst du mir das beweisen?

Jakob.

Wenn Sie es zufrieden sind?

Herr.

Ich bin es zufrieden.

Jakob.

Mit der Zeit soll es geschehen. Jetzt lassen Sie uns von etwas anderm sprechen.

Nach diesem Geplauder und einigen andern Gesprächen von gleichem Gewichte, schwiegen Beide. — Und Jakob schlug seinen ungeheuren Hut in die Höhe, der bey

schlechtem Wetter zum Regendache, bey heißem aber zum Sonnenschirm, und überhaupt zum Schutz des Hauptes diente. Er war das düstere Heiligthum, unter welchem eins von den besten Gehirnen, die je existirt haben, das Verhängniß bey großen Verlegenheiten um Rath fragte. Waren die Krämpen dieses Hutes aufgeschlagen, so wiesen sie seinem Gesicht ungefähr die Mitte des Leibes zum Platze an; waren sie aber niedergeschlagen, so konnte Jakob kaum zehn Schritte vor sich etwas erkennen. Daher war es ihm zur Gewohnheit geworden, beständig die Nase himmelwärts zu tragen, und dann konnte man mit Recht von seinem Hute sagen;

Os illi sublime dedit, coelumque tueri
Jussit, et directos ad sidera tollere vultus.

Jakob schlug also seinen ungeheuren Hut

in die Höhe, ließ seine Blicke in der Irre umher schweifen, und sah einen Ackersmann, der vergeblich einen Hagel von Prügeln auf ein Pferd fallen ließ, das mit noch einem andern Gaul an seinen Pflug gespannt war. Dieses junge und kraftvolle Pferd hatte sich in der Furche niedergelegt, und der Ackersmann mochte es noch so sehr beim Zügel ziehen, ihm noch so viel gute Worte geben, ihm schön thun, drohen, fluchen, oder schlagen — das Pferd blieb unbeweglich liegen, und weigerte sich halsstarrig, aufzustehen.

Als Jakob einige Zeit dem Dinge zugesehen hatte, sagte er zu seinem Herrn, der ebenfalls aufmerksam darauf Acht gab: wissen Sie Herr, was da vorgeht?

Herr.

Was anders, als was ich sehe!

Jakob.

Sie ahnden nichts?

Herr.

Nein. Aber du? was ahndest du?

Jakob.

Ich ahnde, daß dieses dumme, stolze, träge Pferd ein Städter ist, der, stolz auf seinen vorigen Reitpferdstand, den Pflug verachtet. Kurz, um Ihnen alles in Einem Worte zu sagen: es ist Ihr Pferd, das Bild Ihres Jakob, den Sie hier vor Sich sehen, und das Bild so vieler anderer feigen Tropfen, wie er, die das Land verlassen haben, um in der Stadt Livrey zu tragen, und die ihr Brodt lieber auf den Gassen betteln oder vor Hunger umkommen, als wieder zum Ackerbau, dem nützlichsten und ehrenvollsten aller Gewerbe, zurück kehren wollen.

Der Herr fing an zu lachen, und Jakob wendete sich zu dem Ackersmann, der ihn nicht verstand; Armer Teufel! rief er; prügle nur! prügle so lange du willst; der Gaul bleibt doch, was er ist, und du wirst mehr als Eine Schmitze an deiner Peitsche abnutzen, ehe du diesem Halunken ein wenig Gefühl von Würde und Geschmack an Arbeit einflößest. — Der Herr fuhr fort zu lachen. Jakob sprang halb aus Ungeduld, halb aus Mitleid auf, und näherte sich dem Ackersmann; aber plötzlich wendete er sich gegen seinen Herrn, und schrie ihm zu: »Herr, kommen Sie geschwind! es ist Ihr Pferd, Ihr Pferd!« Das war es auch wirklich. Kaum hatte das Thier Jakob und seinen Herrn erkannt, als es von selbst aufstand, die Mähne schüttelte, zu wiehern anfing, sich bäumte, und zärtlich

mit seiner Schnauze die Schnauze seines Kameraden beroch. Jakob brummte unterdessen voller Unwillen zwischen den Zähnen: Taugenichts, Faullenzer! was hält mich ab, dir zwanzig Tritte zu geben! . . Sein Herr hingegen küßte es, strich ihm mit der einen Hand über den Rücken, klopfte es mit der andern sanft in die Seite, weinte fast vor Freude, und rief aus: Mein gutes Pferd! mein armes Pferd! finde ich dich wieder?

Der Ackersmann wußte nicht, was er von dem allen denken sollte. Ich sehe wohl, meine Herren, sagte er endlich, daß dieses Pferd Ihnen zugehört hat; aber deswegen besitze ich es nicht minder rechtmäßig: ich habe es auf dem letzten Viehmarkte gekauft. Wollen Sie es mir für zwey Drittel von dem, was es mir kostet

wieder abnehmen, so werden sie mir sogar einen Dienst erweisen; denn ich kann gar nichts damit anfangen. Will ich es aus dem Stalle bringen, so ist der T— los; will ich es anspannen, so ist es noch ärger; und kommt es auf den Acker, so legt es sich hin, und ließe sich lieber todt schlagen, als daß es einen einzigen Zug thäte oder einen Sack auf seinem Rücken litte. Meine Herren, wollen Sie die Liebe für mich haben und mich von diesem verwünschten Thiere befreien? Es ist schön, aber zu nichts auf der Welt gut, als unter einem Reiter zu stolzieren; und das ist nicht meine Sache . . .

Man schlug dem Landmann einen Tausch gegen eins von den beiden andern Pferden vor. Er war es zufrieden, und unsere beiden Reisenden kehrten langsam nach ihrem

Ruheplätzchen zurück, und sahen mit Vergnügen, daß das Pferd, welches sie dem Ackersmann abgetreten hatten, sich willig in seinen neuen Stand schickte.

Jakob.

Nun, Herr?

Herr.

Nun? Höre, so viel ist ausgemacht, du mußt besessen seyn: ob aber von einem guten oder bösen Geiste, das weiß ich nicht. Doch Jakob! lieber Jakob! ich fürchte leider, du hast den T— im Leibe.

Jakob.

Und warum eben den T—?

Herr.

Weil du Wunder thust, und deine Grundsätze höchst verdächtig sind.

Jakob.

Und was können die Grundsätze, zu de-

nen man sich bekennt, und die Wunder, die man thut, mit einander gemein haben?

Herr.

Ich sehe wohl, du hast den Dom la Taste nicht gelesen.

Jakob.

Und was sagt dieser Dom la Taste, den ich nicht gelesen habe?

Herr.

Er sagt, daß beide, Gott und der Teufel, Wunder thun.

Jakob.

Und wie unterscheidet er die Wunder Gottes von den Wundern des Teufels?

Herr.

Durch die Lehr- und Grundsätze. Sind diese gut, so sind die Wunder von Gott; sind diese böse, so sind die Wunder vom Teufel.

Hier fing Jakob an zu pfeifen, und dann setzte er hinzu:

Wer belehrt mich, armen unwissenden Wicht, ob die Lehrsätze des Wundermachers gut oder böse sind? Kommen Sie Herr! wir wollen uns wieder zu Pferde setzen. Was kann es Sie kümmern, wer Ihnen wieder zu Ihrem Pferde verholfen hat! wird es darum schlechter gehen?

Herr.

Nein; indeß Jakob — wie, wenn du besessen wärest? . . .

Jakob.

Was für ein Hülfsmittel gäbe es dagegen?

Herr.

Es bliebe nichts übrig, als daß du bis zum Exorcismus nichts als Weihwasser tränkest.

Jakob.

Ich, Herr? ich nichts als Wasser? Jakob nichts als Weihwasser? Ehe ein einziger Tropfen geweihtes oder ungeweihtes Wasser über meine Zunge kommen soll, ehe will ich, daß tausend Millionen Teufel ewig in mir hausen. Haben Sie das noch nicht bemerkt, daß ich ein Hydrophobos bin?

»Ach! ein Hydrophobos! der Bediente Jakob soll gesagt haben, ein Hydrophobos! . . . . .»

Nein, Leser, nein! ich gestehe, das Wort ist nicht von ihm; aber wenn du so streng kritisch seyn willst, so bist du nicht im Stande, eine einzige Scene von einem Trauerspiel oder Lustspiel, oder einen einzigen Dialog zu lesen, so gut er auch seyn mag, ohne des Autors Ausdrücke in dem

Munde seiner Personen zu ertappen. Eigentlich sagte Jakob: »Herr, haben Sie noch nicht bemerkt, daß mich beim Anblick des Wassers die Wuth anwandelt?« — Als ich mich anders ausdrückte, war ich wohl der Wahrheit weniger treu, aber auch weit kürzer.

Sie schwangen sich wieder in den Sattel, und Jakob sagte zu seinem Herrn: Sie waren in Ihrer Liebesgeschichte bis zu dem Augenblick gekommen, wo Sie nach einem zweimaligen Genusse des höchsten Glücks sich vielleicht zu einem dritten fertig machten.

Herr.

Als plötzlich die Galerie-Thür aufging, und das Zimmer mit einer Menge Menschen angefüllt wurde, die mit großem Geräusch herein kamen. Ich sah Licht; ich vernahm Männer- und Weiber-Stimmen, die

alle zu gleicher Zeit sprachen; die Vorhänge am Bette wurden ungestüm aufgerissen, und ich erblickte den Vater, die Mutter, die Tanten, die Vettern, die Basen und einen Polizei-Kommissair, der gravitätisch zu ihnen sagte: »Meine Herren, meine Damen! fassen Sie Sich! die That liegt klar am Tage. Der Herr ist ein wackerer Herr; er wird sich erinnern, daß es nur Ein Mittel giebt, den Schaden wieder gut zu machen, und er wird es lieber in Güte thun, als durch die Gesetze dazu gezwungen seyn wollen. . . . Bei jedem Worte fielen Vater und Mutter ihm in die Rede, überhäuften mich mit Vorwürfen, und die Tanten und Basen beehrten Agathen, die sich mit dem Kopf in das Betttuch gehüllt hatte, mit sehr nachdrücklichen Beiwörtern. Ich war ganz verblüfft,

und wußte nicht, was ich sagen sollte. Der Polizei-Kommissair fuhr in einem höhnischen Tone gegen mich fort: Mein Herr, Sie mögen sich hier zwar recht gut befinden; allein ich muß Sie doch bitten, aufzustehen und sich anzukleiden . . . Ich that es, und zog meine Kleider an, welche an die Stelle von des Ritters Kleidern gelegt worden waren. Man schob einen Tisch vor, und der Kommissair fing an zu protokolliren. Unterdessen ließ die Mutter sich von vier Leuten an beiden Armen halten, um ihre Tochter nicht zu erwürgen. Fasse dich Frau, schrie der Vater, fasse dich! und wenn du deine Tochter auch erwürgtest, so würde der Fehltritt deswegen doch geschehen seyn. Die andern Personen saßen rings umher auf Stühlen in den verschiedenen Stellungen des Schmerzes, des Unwillens und des

Zorns. Von Zeit zu Zeit schalt der Vater auf die Mutter, und sagte: das kommt heraus, wenn man auf seine Töchter und ihre Aufführung nicht Acht hat! . . Die Mutter antwortete: wer hätte auch, bey dem gutmüthigen und ehrlichen Gesichte dieses Herrn, ihm so etwas Arges zutrauen sollen! . . . Alle Uebrigen beobachteten ein tiefes Stillschweigen. Das Protokoll war fertig; man las es mir vor, und da es weiter nichts als die Wahrheit enthielt, so unterschrieb ich es, und begab mich hierauf mit dem Kommissair weg. Dieser bat mich sehr höflich, in einen Fiaker zu steigen, welcher vor der Thür hielt, und ließ mich hierauf, mit einer ziemlich zahlreichen Begleitung, geradesweges nach dem Fort l'Evêque bringen.

Jakob.

Nach dem Fort l'Evêque? in's Gefängniß?

Herr.

In's Gefängniß. Und nun begann ein fürchterlicher Prozeß. Es war von nichts Geringerem die Rede, als Mamsell Agathen zu heirathen; die Eltern wollten gar von keinem andern Vergleiche hören. Gleich den Morgen darauf besuchte mich der Ritter. Er wußte alles. Agathe war außer sich; ihre Verwandten waren wüthend; sie hatten ihm die grausamsten Vorwürfe gemacht, daß er sie mit einem so treulosen Menschen wie ich, bekannt gemacht habe; er sei die erste Ursache von dem Unglück und der Schande ihrer Tochter; kurz, man müsse Mitleiden mit den armen Leuten haben, wenn man sie sehe. Er habe hierauf ge-

beten, Agathen allein sprechen zu dürfen, und diese Erlaubniß nicht ohne Schwierigkeit erhalten. Agathe habe ihm die Augen auskratzen wollen und ihm die gehässigsten Namen beygelegt. Er sey aber darauf gefaßt gewesen, habe ihre Wuth austoben lassen und hierauf versucht, ob er sie nicht bewegen könne, der Vernunft Gehör zu geben. »Aber das Mädchen, fuhr der Ritter fort, machte mir einen Einwurf, gegen den ich nichts vorzubringen wußte. Mein Vater und meine Mutter, sagte sie, haben mich in den Armen Ihres Freundes überrascht; soll ich ihnen entdecken, daß ich mich in Ihren Armen wähnte, als ich in den seinigen lag? . . . . Er habe ihr zur Antwort gegeben: »können Sie in Ernst sich einbilden, daß mein Freund Sie heirathen werde?» . . . . Nein, hätte sie erwidert; aber

Sie Verführer, Sie Bösewicht, sollten eigentlich dazu gezwungen werden! — Allein Ritter, sagte ich, es kommt nur auf dich an, mich aus dem Handel zu ziehen. — »Und auf welche Art?» — Auf welche Art? du brauchst ja nur die Sache zu erzählen, wie sie war. — »Ich habe Agathen damit gedrohet; aber ich kann mich unmöglich dazu entschließen. Es ist höchst ungewiß, ob dieses Mittel uns etwas helfen könnte, und hingegen sehr ausgemacht, daß es uns mit Schande überhäufen würde. Auch ist es deine eigene Schuld» — Meine Schuld? — »Ja, deine Schuld. Hättest du in das Possenspiel gewilligt, das ich dir vorschlug, so würde Agathe in den Armen zweier Mannspersonen überrascht worden seyn und alles sich zu ihrem Spott und Schimpf geendigt haben; allein das ist nicht geschehen, und

nun müssen wir nur darauf denken, wie wir uns aus diesem schlimmen Handel ziehen.» — Höre, Ritter, ich wünschte von dir eine Erläuterung wegen eines kleinen Umstandes. Wie kamen meine Kleider an die Stelle der deinigen? und wie kamen diese zu dir in's Kabinet? Ich mag mir noch so sehr den Kopf darüber zerbrechen — es bleibt mir immer ein Räthsel, das ich nicht errathen kann; es hat mir Agathen ein wenig verdächtig gemacht. Mir ist in den Kopf gekommen, sie könne die List gemerkt haben, und zwischen ihr und ihren Eltern, ich weiß nicht welches verabredete Verständniß gewesen seyn. — »Vielleicht hat man dich hinaufgehen sehn. So viel ist gewiß, du warst kaum ausgezogen, so schickte man mir meine Kleider wieder, und ließ mir die deinigen abfordern.» — Es wird sich mit der Zeit aufklären . . . . .

Indem der Ritter und ich so beschäftigt waren, einander wechselsweise zu betrüben und zu trösten, einander die Schuld zu geben, Vorwürfe zu machen, und wieder um Verzeihung zu bitten — trat der Kommissair herein. Der Ritter entfärbte sich, und schlüpfte aus dem Zimmer. Der Kommissair, ein sehr rechtschaffener Mann, wie es deren in seinem Stande einige giebt, hatte zu Hause sein Protokoll überlesen, und sich dabey erinnert, daß er vor Zeiten mit einem jungen Menschen studiert habe, der eben so geheißen wie ich. Ihm fiel ein, ich könnte vielleicht ein Verwandter, oder gar der Sohn seines alten akademischen Freundes seyn; und wirklich verhielt es sich auch so. Seine erste Frage an mich war: wer der Mensch gewesen wäre, der sich bey seinem Eintritt so plötzlich aus dem Staube

gemacht hätte. — Er hat sich nicht aus dem Staube gemacht, gab ich zur Antwort, er ist nur weggegangen: es war mein vertrautester Freund, der Ritter von St. Ouin. — »Ihr Freund? Da haben Sie eine feine Art von Freund! Wissen Sie wohl, daß dieser Mensch mich geholt hat? Er kam in Begleitung des Vaters und eines andern Verwandten zu mir.» — Er? — »Ja, er.» — Sind Sie Ihrer Sache auch gewiß? — »Sehr gewiß. Aber wie nannten Sie ihn?» — Ritter von Saint Ouin? — »Da haben wir's! Und wissen Sie, wer Ihr Freund, Ihr vertrauter Freund, der Ritter von St. Ouin ist? Ein Gauner, ein durch hundert schlechte Streiche gebrandmarkter Mensch. Die Polizey läßt dergleichen Leute auf freiem Fuß, weil sie dann und wann sie zu brauchen und zu nutzen weiß.

Sie sind Schurken, aber auch Spürhunde und Verräther von Schurken, und wahrscheinlich findet man, daß der Nutzen, den sie durch Zuvorkommung oder Entdeckung des Bösen stiften, das Böse überwiegt, welches sie in der menschlichen Gesellschaft anrichten.»

Ich erzählte nun dem Polizeikommissair den ganzen Verlauf meines traurigen Abentheuers. Es erschien ihm darum in keinem günstigern Lichte; denn alles, was zu meiner Freysprechung beytrug, konnte vor dem Richterstuhle der Gesetze weder angeführt noch erwiesen werden. Unterdessen übernahm er es doch, den Vater und die Mutter rufen zu lassen, der Tochter in's Gewissen zu reden, dem Oberpolizeilieutenant die Sache in ihrem rechten Gesichtspunkte darzustellen, und überhaupt nichts aus der

Acht zu lassen, was zu meiner Rechtfertigung dienen könnte. Aber er bekannte offenherzig, daß, wenn die Leute gut berathen wären, das Ansehen der Obrigkeit wenig dabey ausrichten würde. — Wie, Herr Kommissair? ich würde gezwungen werden, das Mädchen zu heirathen? — »Heirathen — das wäre zu hart, das fürchte ich nicht; allein man wird auf Schadloshaltungen dringen, die in solchen Fällen immer sehr beträchtlich sind.« . . Doch Jakob, es war mir, als ob du etwas sagen wolltest.

Jakob.

Ja, ich wollte Ihnen sagen, daß Sie weit unglücklicher daran waren, als ich, der bezahlen mußte, ohne bey dem Mädchen geschlafen zu haben. Uebrigens glaube ich, den Ausgang Ihrer Geschichte schon mit einem Blick übersehen zu haben. Nicht wahr? Agathe wurde schwanger?

Herr.

Du hast es errathen. Einige Zeit nach meinem Verhaft meldete mir der Kommissair, daß sie zu ihm gekommen sey und sich bey ihm schwanger angegeben habe.

Jakob.

Und nun waren Sie Vater eines Kindes . . .

Herr.

Dem ich wenigstens nicht geschadet hatte.

Jakob.

Das aber auch nicht von Ihnen war.

Herr.

Weder der Schutz des Oberpolizeilieutenants, noch die Bemühungen des Kommissairs konnten verhindern, daß diese Sache nicht den Gang Rechtens ging. Da aber die Tochter und ihre Eltern in üblem Ruf standen, so war die Rede nicht vom

Heirathen, sondern man erkannte mir nur eine beträchtliche Geldbuße, die Erstattung der Kosten des Kindbettes, und die Versorgung und Erziehung eines Kindes zu, welches das Machwerk meines Freundes, des Ritters von Saint Quin, und sein Ebenbild in Kleinem war. Mamsell Agathe kam zwischen dem siebenten und achten Monath glücklich mit einem dicken, stämmigen Jungen nieder. Man gab ihm eine gute Amme, die ich bis auf den heutigen Tag bezahlt habe.

Jakob.

Wie alt ist nun Ihr Herr Sohn?

Herr.

Bald zehn Jahr. Ich habe ihn die ganze Zeit über auf dem Lande gelassen, wo ihn der Schulmeister im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet. Er befindet

sich nicht weit von dem Orte, wo wir hin-
reisen, und ich nütze die Gelegenheit, um
den Leuten abzuzahlen, ihn wegzunehmen und
einem Handwerker in die Lehre zu geben.

Jakob und sein Herr blieben noch eine
Nacht unterweges. Sie waren dem Ziele
ihrer Reise zu nahe, als daß Jakob wieder
von seiner Liebesgeschichte hätte anfangen
sollen. Ueberdies litt er noch immer etwas
an seinem bösen Halse.

Den Tag darauf langten sie an . . .
»Wo?« — Auf Ehre, das weiß ich nicht. —
»Und was hatten sie da zu thun?« —
Das magst du dir selbst denken. Glaubst
du, daß Jakobs Herr seine Geschäfte Je-
dermann auf die Nase band? Unterdessen
brachte er nicht über vierzehn Tage damit
zu. Ob sie sich gut oder schlecht endigten,
das weiß ich gleichfalls nicht. Jakobs bö-

ser Hals wurde durch zwey Hülfsmittel vertrieben, die mit ihm in völliger Antipathie standen: durch Diät und Ruhe.

An einem Morgen sagte der Herr zu seinem Diener: Jakob sattle und zäume die Pferde, und schnüre dein Bündel; wir wollen hin, du weißt wohin. — Gesagt, gethan. Sie befanden sich nun auf dem Wege nach dem Orte, wo seit zehn Jahren auf Unkosten von Jakobs Herrn das Kind des Ritters von Saint-Ouin erzogen wurde. Als sie einige hundert Schritte geritten waren, wendete sich der Herr mit folgenden Worten zu Jakob: Jakob, was sagst du zu meiner Liebesgeschichte?

Jakob.

Ich sage, daß dort oben sonderbare Dinge geschrieben stehen. Da ist nun ein Kind in die Welt gesetzt, Gott weiß, wie;

und wer weiß, was für eine Rolle der kleine Bankart dereinst spielen wird! Wer weiß, ob es nicht in die Welt gekommen ist, um das Glück oder den Umsturz eines Reiches zu bewirken!

Herr.

Mit nichten; dafür stehe ich dir. Der Junge soll mir ein guter Drechsler, oder ein guter Uhrmacher werden. Er wird heirathen, und Kinder zeugen, die in alle Ewigkeit auf dieser Welt nichts als Stuhlfüße drehen werden.

Jakob.

Ja, wenn's dort oben so geschrieben steht. Aber warum sollte nicht ein Cromwell aus der Werkstatt eines Drechslers hervorgehen können? War der Mann, welcher seinem Könige den Kopf vor die Füße legen ließ, nicht vom Bottig eines Bier-

brauers auf den Schauplatz der Welt getreten? Und raunt man sich jetzt nicht zu . .

Herr.

Laß das gut seyn! du bist wieder gesund, du weißt meine Liebesgeschichte, und kannst dich mit gutem Gewissen nicht entübrigen, den Faden deiner eigenen wieder anzuknüpfen.

Jakob.

Dawider setzt sich Alles: erstlich, die Kürze des Weges, den wir noch vor uns haben; zweytens, daß ich nicht weiß, wo ich stehen geblieben bin; drittens, daß mir eine verteufelte Ahndung im Kopfe steckt . . . diese Geschichte solle nie zu Ende kommen; und daß uns die Erzählung davon lauter Unheil über den Hals bringt. Kaum werde ich sie angefangen haben, so wird mir schon wieder eine glückliche oder unglückliche

Katastrophe das Wort vor dem Munde wegnehmen.

Herr.

Desto besser, wenn es eine glückliche Katastrophe ist!

Jakob.

Das gebe ich zu; aber mir ist es . . . als ob es eine unglückliche seyn würde.

Herr.

Unglücklich? Immerhin! Allein, wird sie sich darum weniger ereignen, wenn du schweigst, als wenn du sprichst?

Jakob.

Wer kann das wissen!

Herr.

Du bist um zwey oder drey Jahrhunderte zu spät auf die Welt gekommen.

Jakob.

Nein Herr, zu rechter Zeit, wie jeder Mensch.

Herr.

Du hättest einen großen Augur abgegeben.

Jakob.

Ich weiß nicht, was für ein Ding das ist, ein Augur. Es liegt mir aber auch nicht sehr am Herzen, es zu wissen.

Herr.

Es ist eins von den wichtigen Kapiteln eines Traktats von der Divination.

Jakob.

Das kann seyn; aber der Traktat ist schon so lange her geschrieben, daß ich mich nicht ein Wort mehr davon erinnere. Herr, hier sehen Sie etwas, was mehr davon weiß, als alle Augurn, weissagende Gänse und heilige Hühner der Republik zusammengenommen; hier, meine Kürbisflasche. Lassen Sie uns meine Kürbisflasche um

Rath fragen! Jakob nahm seine Kürbisflasche, und fragte sie lange um Rath; sein Herr zog seine Uhr und seine Dose aus der Tasche, sah wie viel es an der Zeit war, und nahm eine Prise Tabak. Endlich brach Jakob in die Worte aus: es ist mir jetzt, als ob ich das Verhängniß weniger schwarz erblickte. Sagen Sie mir, wo bin ich geblieben?

Herr.

In Desglands Schloß. Dein Knie war ein wenig besser, und Denise hatte von ihrer Mutter den Auftrag erhalten, dich zu warten.

Jakob.

Denise war gehorsam. Die Wunde an meinem Knie schloß sich fast, und ich hätte sogar in der Kindnacht mit im Kreise tanzen können; unterdessen empfand ich doch

noch von Zeit zu Zeit unsägliche Schmerzen daran. Dem Schloßwundarzte, der ein wenig mehr von seiner Kunst verstand, als sein Herr Dorf-Confrater, fiel endlich ein, daß diese Leiden, die so hartnäckig wiederkehrten, keinen andern Grund haben könnten, als einen fremden Körper, der nach Ausziehung der Kugel, im Fleische sitzen geblieben wäre. Dem zufolge kam er an einem Morgen in aller Frühe auf mein Zimmer, und ließ einen Tisch vor mein Bett schieben. Als meine Vorhänge aufgezogen waren, sah ich diesen Tisch mit einer Menge schneidender Instrumente bedeckt. Denise saß zum Haupte meines Bettes, und weinte die bittersten Thränen; ihre Mutter stand mit kreuzweis geschlungenen Armen ziemlich traurig vor mir, und der Chirurgus hatte seinen Ueberrock ausgezogen, die Aermel seiner Weste aufgestreift, und seine

rechte Hand mit dem Incisionsmesser bewaffnet.

Herr.

Du erschreckst mich.

Jakob.

Ich erschrak auch. Mein Freund, redete der Chirurgus mich an, seid Ihr es müde, länger zu leiden? — »Ja wohl müde.« — Wollt Ihr, daß es ein Ende nehmen soll und Ihr Euer Bein behaltet? — »Allerdings ist das mein Wille.« — So streckt Euer Bein aus dem Bette, und laßt mich nach Herzenslust daran schneiden. . . . Ich streckte mein Bein aus dem Bette; der Chirurgus faßte den Stiel des Bisturi zwischen den Zähnen, that mein Bein unter seinen linken Arm, klemmte es fest an sich, nahm sein Bisturi wieder in die Hand, fuhr mit der Spitze in die Oeffnung meiner

Wunde, und machte mir einen breiten und tiefen Einschnitt. Ich verzog das Gesicht nicht einen Augenblick; aber Hanne drehte den Kopf weg, und Denise that einen lauten Schrei, und ihr ward nicht wohl.

Hier machte Jakob einen Stillstand in seiner Erzählung, und sprach seiner Kürbisflasche von neuem zu. Dieses Zusprechen wurde desto häufiger und öfter wiederholt, je kürzer die Entfernung war; oder, wie ein Geometer sich ausdrücken würde: es stand mit der Entfernung in umgekehrtem Verhältniß. Er traf es so accurat in seinen Abmessungen, daß die Kürbisflasche, die er bei der Abreise immer bis oben an gefüllt hatte, an dem Orte der Ankunft sicher ganz leer war. Die Herren von dem Brücken- und Wegbau hätten einen vortreflichen Hodometer daraus machen können.

Auch hatte jeder Zug daraus immer seinen hinreichenden Grund; z. B. der Zug, den er jetzt gethan, hatte die Absicht, Denisen aus ihrer Ohnmacht wieder zu sich kommen zu lassen, und sich selbst von dem Schmerze des Einschnittes zu erholen. Sobald also Denise'n wieder wohl und er gestärkt war, fuhr er fort:

Durch diesen ungeheuren Einschnitt konnte man bis auf den Grund meiner Wunde sehen, und der Chirurgus zog mit seiner kleinen Zange ein einziges Stückchen Tuch von meiner Hose heraus, das darin stecken geblieben war, mir bisher die Schmerzen verursachte, und die gänzliche Heilung meiner Wunde verhindert hatte. Seit dieser Operation ward mein Zustand — Dank Denisens Pflege! — immer besser und besser. Ich hatte weder Schmerz noch

Empfindung mehr; Appetit, Schlaf und Kräfte stellten sich wieder ein. Denise verband mich mit der größten Accuratesse. Sie hätten nur sehen sollen, wie säuberlich und leicht ihre Hand meinen Verband öffnete, wie sie sich fürchtete mir im geringsten wehe zu thun, und wie sie meine Wunde anfeuchtete! Ich saß auf dem Rande meines Bettes; sie knieete mit einem Knie auf der Erde, und mein Bein ruhte auf ihrem Schenkel, den ich zuweilen ein wenig drückte. Ich hatte die eine Hand auf ihre Schulter gelegt, und sah ihr mit einer Rührung zu, an der sie, wie ich glaube, Antheil nahm. War der Verband gemacht, so faßte ich sie bey beiden Händen, dankte ihr, und wußte nicht, was ich ihr sagen und wie ich ihr meine Erkenntlichkeit bezeugen sollte. Sie stand vor mir mit niedergeschlagenen

Augen, und hörte mir zu, ohne ein Wort zu sprechen. Kein Hausierer oder Galanteriekrämer durfte sich auf dem Schlosse blicken lassen, ohne daß ich ihm nicht etwas für sie abkaufte: bald ein Halstuch, bald ein Paar Ellen Kattun oder Musselin, bald ein goldenes Kreuz, bald baumwollene Strümpfe, einen Ring, ein Halsband von Granaten u. s. w. Hatte ich meinen kleinen Einkauf gemacht, so befand ich mich in der größten Verlegenheit, wie ich das Gekaufte ihr zustellen wollte, und sie war eben so verlegen, wenn sie es annahm. Erstlich zeigte ich ihr das Gekaufte; gefiel es ihr, so sagte ich: »Denise es ist dein; ich habe es für dich gekauft.« . . . . Meine Hand zitterte, indem ich es ihr zeigte, und die ihrige zitterte gleichfalls, wenn sie es aus der meinigen annahm. Einmal wußte ich

nicht, was ich ihr geben sollte, und kaufte ihr Strumpfbänder; sie waren von Seide, weiß, roth und blau gesteppt, und hatten eine Devise. Am Morgen, ehe sie kam, hängte ich sie über die Lehne des Stuhls, der vor meinem Bette stand. Kaum hatte Denise sie erblickt, so rief sie aus: »ach! die hübschen Strumpfbänder!» — Sie sind für mein Liebchen bestimmt, gab ich zur Antwort. — »Sie haben also ein Liebchen, Mosje Jakob?» — Freilich! Hab' ich es dir noch nicht gesagt? — »Nein . . Ohne Zweifel ist sie recht schön?» — Recht schön! — »Und Sie haben sie recht lieb?» — Von ganzer Seele — »Und sie hat Sie eben so lieb?» — Das weiß ich nicht. Allein diese Strumpfbänder sind für sie bestimmt, und sie hat mir dafür etwas versprochen, was mich, glaub' ich, vor Freude närrisch

machen wird, wenn sie Wort hält. — »Und was hat sie Ihnen denn dafür versprochen?« — Daß ich ihr das eine von den Strumpfbändern mit eignen Händen umbinden soll . . . . Denise ward blutroth, legte meine Reden ganz falsch aus, und glaubte, die Strumpfbänder wären für eine andere bestimmt. Sie ward still und traurig; beging Eine Ungeschicktheit nach der andern; suchte, was sie zu meinem Verbande brauchte; hatte es vor Augen stehn, und sah es nicht; stieß den Wein um, den sie gewärmt hatte; näherte sich meinem Bette, um mich zu verbinden; faßte mein Bein mit zitternden Händen; lös'te meine Bandage ganz der Quer auf; und als sie meine Wunde bähen sollte, hatte sie vergessen, was sie dazu nöthig hatte. Sie ging weg, holte es, verband mich, und — ich sah sie

weinen. — Denise, ich glaube, du weinst! was fehlt dir? — »Nichts!« — Hat man dir etwas zu Leide gethan? — »Ja.« — Und wer ist der Nichtswürdige, der dir etwas zu leide thun kann? — »Sie.« — Ich? — »Ja« — Wie ist das möglich? . . Anstatt mir zu antworten, heftete sie ihre Blicke auf die Strumpfbänder. — Wie? sagte ich, deswegen weinst du? — »Ja.« — Ey, Denise, so trockene deine Thränen; denn für dich habe ich sie gekauft. — »Mosje Jakob, ist das wahr?« — Sehr wahr! So wahr, daß ich sie dir hier gebe . . Zu gleicher Zeit reichte ich ihr beide hin, behielt aber eins zurück. Augenblicklich brach ein Lächeln durch das Thränengewölk. Ich faßte sie beim Arm, zog sie an mein Bett, nahm einen von ihren Füßen, setzte ihn auf den Rand des Bettes,

schlug ihr den Rock bis an's Knie zurück, wo sie ihn mit beiden Händen fest anhielt, küßte ihr Bein, und band ihr das Strumpfband um, das ich in den Händen behalten hatte. Es war kaum umgebunden, so trat Hanne, ihre Mutter, herein.

Herr.

Ein ungelegener Besuch!

Jakob.

Vielleicht! vielleicht auch nicht. Statt unsere Bestürzung zu bemerken, sah sie nur das Strumpfband, das ihre Tochter in der Hand hielt. Ein schönes Strumpfband, sagte sie; aber wo ist das andere? — »An meinem Bein, antwortete Denise. Er sagte, er habe sie für sein Liebchen gekauft, und ich glaubte, sie wären für mich. Nicht wahr liebe Mutter, ich muß auch das andere Strumpfband behalten, weil ich das

eine schon um habe?» — »Ja, Mosie Jakob, da hat Denise Recht. Ein Strumpfband kann nicht von dem andern getrennt werden, und Sie werden ihr doch nicht das wieder nehmen wollen, das sie schon hat?» — Warum nicht? — »Weil das Denise so wenig wird zugeben wollen, wie ich.» — Aber wir wollen uns vergleichen; ich will ihr das andere in der Mutter Gegenwart umbinden. — »Nein, nein, das geht nicht an.» — So muß sie mir sie alle beide wieder geben. — »Das geht eben so wenig an.»

Aber — Jakob und sein Herr befanden sich am Eingange des Dorfes, wo sie das Kind und die Pflegeltern von dem Kinde des Ritters besuchen wollten. Jakob schwieg, und sein Herr sagte zu ihm: wir wollen absteigen und hier eine Pause machen. — »Warum?» — Weil du aller Wahrschein-

lichkeit nach jetzt am Ende deiner Liebesgeschichte bist. — »Noch nicht ganz.« — Ist man einmal bis zum Knie gekommen, so hat man nicht mehr weit. — »Lieber Herr, Denise hatte einen längern Schenkel, als andere Mädchen.« — Laß uns absteigen.

Sie stiegen vom Pferde, Jakob zuerst; aber kaum war er abgestiegen, so lief er eiligst, seinen Herrn aufzufangen: denn dieser hatte kaum den Fuß in den Steigbügel gesetzt, so ging der Riem auf, und der Reiter war im Begriff, sich rückwärts, und zwar ziemlich unsanft, auf den Boden niederzulassen, wenn nicht, wie schon gesagt, sein Bedienter ihn in seinen Armen aufgefangen hätte.

Herr.

Schön, Jakob! Giebst du so auf mein

Zeug Acht? Es fehlte wenig, so hätte ich mir eine Rippe oder einen Arm gebrochen, mir den Kopf eingeschlagen, oder vielleicht gar das Leben eingebüßt!

Jakob.

Ein großes Unglück!

Herr.

Was sagst du? Warte Hollunke! ich will dich reden lehren!

Und der Herr, als er den Hängeriem am Peitschensteil ein paarmal um die Hand gewunden hatte, verfolgte Jakob; aber Jakob lief immer im Kreise um das Pferd herum, und wollte vor Lachen fast bersten. Sein Herr fluchte, sakrementirte, schäumte vor Wuth, und lief ebenfalls im Kreise um das Pferd, und hinter Jakob her, wobey er einen Strom von Scheltworten gegen ihn ausstieß. Dieses Laufen und Jagen

dauerte so lange, bis Beide über und über in Schweiß und von Müdigkeit erschöpft waren, und der eine auf dieser, der andere auf jener Seite des Pferdes stehen blieb. Jakob war außer Athem, und lachte in Einem fort. Sein Herr war auch außer Athem, und schoß wüthende Blicke auf ihn. Endlich fingen sie an, wieder zu Athem zu kommen, und Jakob sagte zu seinem Herrn: wird mein lieber Herr — Herr es mir nun eingestehen?

Herr.

Und was soll ich dir eingestehen, Spitzbube, Schurke, als daß du der boshafteste von allen Dienern bist, und ich der unglücklichste von allen Herren!

Jakob.

Liegt es nicht klar am Tage, daß wir die meiste Zeit handeln, ohne zu wollen?

Greifen Sie in Ihren Busen, und sagen Sie selbst, ob Sie das geringste von dem wollten, was Sie seit einer halben Stunde gesagt und gethan haben? Sind Sie nicht meine Marionette gewesen? Und würden Sie nicht noch einen ganzen Monath lang mein Polischinell geblieben seyn, wenn ich es mir vorgesetzt hätte?

Herr.

Wie? Es war nur ein Scherz?

Jakob.

Ja, ein Scherz.

Herr.

Und du wußtest es vorher, daß der Steigbügel-Riem aufgehen würde?

Jakob.

Ich hatte es so eingerichtet, daß er aufgehn mußte.

Herr.

Das war also das Fädchen, welches du

am Wirbel meines Hauptes befestiget hattest, um mich nach deiner Phantasie tanzen zu lassen?

Jakob.

Richtig.

Herr.

Und deine impertinente Antwort war ebenfalls vorher ausgesonnen?

Jakob.

Vorher ausgesonnen.

Herr.

Du bist ein gefährlicher Taugenichts!

Jakob.

Sagen Sie vielmehr, daß ich — Dank sey es meinem Hauptmanne, der sich einmal einen gleichen Zeitvertreib auf meine Unkosten erlaubte — ein sehr subtiler Schlußmacher bin.

Herr.

Wenn ich mir aber Schaden gethan hätte!

Jakob.

Es stand dort oben und in meiner Vorsehung geschrieben, daß das nicht geschehen sollte.

Herr.

Komm, wir wollen uns setzen! wir haben beide nöthig auszuruhen.

Sie setzten sich, und Jakob rief aus: Verwünscht sey der Dummkopf!

Herr.

Du meinst dich vermuthlich?

Jakob.

Ja, mich, daß ich keinen Schluck mehr in meiner Kürbisflasche gelassen habe.

Herr.

Laß dir das nicht leid seyn; ich hätte

ihn selbst getrunken, denn ich sterbe vor Durst.

Jakob.

Verwünscht sey also der Dummkopf, daß er deren nicht zwei darin ließ!

Sein Herr bat ihn, seine Erzählung fortzusetzen und so Müdigkeit und Durst zu verschwatzen; aber Jakob weigerte sich. Sein Herr schmollte; Jakob ließ ihn schmollen. Endlich fuhr Jakob, nachdem er gegen alle Unfälle, die daraus erfolgen könnten, protestirt hatte, folgendermaßen in seiner Liebesgeschichte fort.

An einem Festtage, als der Herr des Schlosses auf der Jagd war . . .

Bei diesen Worten brach er kurz ab, und sagte: ich weiß nicht; aber — es ist mir unmöglich weiter zu kommen. Es ist mir immer, als ob ich fühlte, wie mich die

Hand des Verhängnisses bey der Gurgel gefaßt hat und sie mir zuschnürt. Ich bitte Sie, Herr, erlauben Sie, daß ich schweige . . .
»Nun gut, so schweig, und erkündige dich in der ersten Bauerhütte, die wir antreffen, wo die Amme meines Kindes wohnt.»— Es war eine Thür weiter. Sie begaben sich zu Fuße dahin, und jeder führte sein Pferd am Zügel. In dem Augenblick ging die Thür der Amme auf, und es trat eine Mannsperson heraus. Jakobs Herr schrie laut auf, und legte die Hand an den Degen; die Mannsperson that ein Gleiches. Die beiden Pferde wurden über das Geklirre der Klingen scheu; Jakobs Pferd zerriß den Zügel, und in eben dem Augenblick ward die Mannsperson, mit welcher sein Herr sich schlug, todt zu Boden gestreckt. Die Bauern im Dorfe liefen her-

bei; aber Jakobs Herr schwang sich schnell in den Sattel, und ritt davon. Man bemächtigte sich Jakobs; man band ihm die Hände auf den Rücken, und brachte ihn zu dem Richter des Ortes, der ihn in das Gefängniß führen ließ. Der Erstochene war der Ritter von St. Ouin, den das Ungefähr gerade an diesem Tage, in Begleitung Agathe'ns, zu der Amme ihres Kindes geführt hatte. Agathe lag auf dem Leichnam ihres Liebhabers, und raufte sich die Haare aus. Jakobs Herr war schon so weit weg, daß man ihn aus dem Gesicht verloren hatte. Indem Jakob aus dem Hause des Richters in das Gefängniß wanderte, konnte er sich nicht entbrechen zu sagen: Alles das mußte so geschehen; denn dort oben stand es geschrieben! . . .

Und ich, ich lege hier meine Feder nieder; denn ich habe euch, lieben Leser, von meinen beiden Helden alles erzählt, was ich von ihnen wußte. — »Und Jakobs Liebesgeschichte?« — Hat Jakob nicht hundertmal gesagt: es stehe dort oben geschrieben, daß er seine Liebesgeschichte nie endigen solle? Ich sehe jetzt, Jakob hatte Recht. Ich sehe aber auch, Leser, daß euch das leid thut. Nun gut! so fangt seine Erzählung wieder da an, wo er stehen geblieben ist, und setzt sie nach eurer Phantasie fort. Oder stattet einen Besuch bei Mamsell Agathe ab; sucht von ihr den Namen des Dorfes zu erfahren, wo Jakob im Gefängniß sitzt. Besucht Jakob, und fragt ihn aus; er wird sich gewiß nicht lange bitten lassen, euch darin zu Gefallen zu seyn: denn es wird ihm selbst die Lange-

weile vertreiben. Laut gewissen Schriften, die ich in Händen habe, die ich aber aus guten Gründen für verdächtig halte, könnte ich zwar das Fehlende vielleicht ergänzen; aber wozu das? Man kann sich nur für das interessiren, was man für wahr hält. Indeß weil es zu kühn seyn würde, ohne weitere Untersuchung über die Gespräche Jakobs, des Anhängers von dem System des Fatalismus, und seines Herrn, ein Urtheil zu fällen, (ein Buch, das gewiß unter die wichtigsten gehört, die seit dem Pantagruel des ehrbaren Meisters Franz Rabelais, und seit dem Leben und Abentheuern des Gevatter Matthes erschienen sind:) so will ich diese Memoiren mit aller der Anstrengung des Geistes und aller der Unpartheilichkeit, deren ich fähig bin, von neuem durchlesen, und nach acht

Tagen euch, meinen Lesern, mein Endurtheil bekannt machen, wobey ich mir aber voraus bedinge, meine Meinung zurücknehmen zu dürfen, sobald ein Klügerer mir beweist, daß ich mich betrogen habe.

Der Herausgeber setzt nun hinzu: die acht Tage sind vorbey. Ich habe die bewußten Memoiren durchgelesen, und von den drei Paragraphen, welche diese Memoiren mehr als mein Manuskript enthalten, nur den ersten und den lezten für original, den mittelsten aber augenscheinlich für untergeschoben erklären können. Hier folgt der erste Paragraph, der aber in der Unterredung Jakobs und seines Herrn eine zweyte Lücke voraussetzt.

An einem Feiertage, als der Herr des Schlosses auf die Jagd gegangen war, und die übrigen Leute des Schlosses in der

Pfarrkirche, die eine gute Viertelstunde davon entfernt lag, der Messe beiwohnten, war Jakob aufgestanden; Denise aber saß neben ihm, und beide beobachteten ein tiefes Stillschweigen. Sie sahen aus, als ob sie mit einander schmollten; und sie thaten dies auch wirklich. Jakob hatte alles angewendet, um Denisen zu bewegen, ihn glücklich zu machen; aber Denise hatte sich standhaft geweigert, ihm Gehör zu geben. Nach dem langen Stillschweigen sagte Jakob, der die heißesten Thränen weinte, in einem harten und bittern Tone zu ihr: das kommt davon her, daß du mich nicht lieb hast! — Denise, außer sich, sprang hastig auf, faßte ihn bey dem Arme, führte ihn zu dem Bette, setzte sich darauf, und sagte: Gut, Mosje Jakob! ich habe Sie also nicht lieb? Gut, Mosje Jakob! machen Sie aus

der unglücklichen Denise, was sie wollen! Indem sie diese Worte sprach, zerfloß sie fast in Thränen, und ersickte fast vor Seufzen und Schluchzen. . . . Sage Leser, was würdest du an Jakobs Stelle gethan haben. . . . »Nichts.« . . . Er auch. Er führte Denisen zu ihrem Stuhle zurück, warf sich ihr zu Füßen, wischte die Thränen ab, die aus ihren Augen stürzten, küßte ihr die Hände, tröstete und beruhigte sie, wähnte sich zärtlich von ihr geliebt, und stellte ihrer Zärtlichkeit ganz die Bestimmung des Augenblicks anheim, wo es ihr gelegen seyn würde, seine Liebe zu belohnen. Dieses Betragen rührte Denisen sehr.

Man wird vielleicht den Einwurf machen, daß Jakob zu Denisens Füßen ihr nicht die Augen trocknen konnte . . . der

Stuhl müßte denn sehr niedrig gewesen seyn. Das Manuskript sagt das zwar nicht; doch läßt es sich muthmaßen.

Der zweite Paragraph ist aus Yoriks empfindsamen Reisen kopirt; es wäre denn, daß die Unterredung zwischen Jakob und seinem Herrn älter als dieses Werk, und folglich der Prediger Sterne der Plagiarius gewesen wäre, was ich aber nicht glaube.

An einem andern Tage, des Morgens in aller Frühe, kam Denise, um Jakob zu verbinden. Alles schlief noch im Schlosse. Denise näherte sich zitternd. Als sie vor Jakobs Thür kam, blieb sie stehen, und war ungewiß, ob sie hinein gehen sollte, oder nicht. Mit Beben ging sie hinein, und verweilte ziemlich lange neben Jakobs Bette, ohne daß sie es wagte, die Vorhän-

ge aufzuziehen. Endlich that sie es doch, wünschte zitternd Jakob'en einen guten Morgen, erkundigte sich nach seinem Befinden, und wie er die Nacht zugebracht habe, und das alles mit Zittern. Jakob antwortete: er habe kein Auge zugethan und von einem heftigen Jücken an seinem Knie äußerst gelitten; er leide noch daran. Denise erbot sich, ihm Linderung zu schaffen. Sie nahm ein Stück Flanell; Jakob streckte sein Bein aus dem Bette, und Denise fing an, mit ihrem Flanell unterhalb der Wunde, Anfangs mit Einem Finger, dann mit zweien, dann mit dreien, dann mit vieren, dann mit der ganzen Hand zu frottiren. Jakob sah ihr zu, und berauschte sich in Liebe. Nun frottirte Denise mit ihrem Flanell auf der Wunde selbst, deren Narbe noch roth und entzündet war;

Anfangs mit Einem Finger, dann mit zweien, dann mit dreien, dann mit vieren, zuletzt mit der ganzen Hand. Aber es war noch nicht damit abgethan, daß sie das Jücken unterhalb des Kniees und auf dem Knie gestillt hatte; es mußte auch noch oberhalb gestillt werden, wo es sich nur zu heftig spüren ließ. Denise applizirte ihren Flanell oberhalb des Kniees, und fing an ziemlich stark zu reiben; Anfangs mit Einem Finger, dann mit zweien, mit dreien, mit vieren, und zuletzt mit der ganzen Hand. Die Leidenschaft Jakobs, der kein Auge von ihr verwandt hatte, stieg zu einem solchen Grade, daß er ihr nicht länger widerstehen konnte, Denisens Hand ergriff, — und — — sie küßte . . .

Was das Plagiat vollends außer Zweifel setzt, ist folgender Umstand. Der Pla-

giarius sagt noch: Leser, behagt euch das nicht, was ich euch von Jakobs Liebesgeschichte offenbart habe, so macht es besser; ich habe nichts dagegen. Aber ihr mögt euch dabey benehmen wie ihr wollt, so bin ich im voraus überzeugt, ihr werdet endigen wie ich. — »Du betrügst dich, schändlicher Verleumder! ich werde nicht endigen wie du! Denise blieb tugendhaft.« — Und wer hat dir das Gegentheil gesagt? Jakob ergriff ihre Hand, und küßte sie, diese Hand! Du bist es, der ein verderbtes Herz hat und etwas darunter versteht, woran man mit keinem Worte dachte! — »Gut, er küßte also ihre Hand bloß.« — Ja; Jakob hatte zu viel Verstand, um ein Mädchen zu mißbrauchen, aus der er seine Frau machen wollte, und sich so ein Mißtrauen zu bereiten, welches sein übriges Leben ver-

giftet hätte. — »Aber es steht ja ausdrücklich in dem vorhergehenden Paragraphen, daß Jakob alles mögliche aufgeboten habe, um Denisen zu bewegen, ihn glücklich zu machen?« — Vermuthlich wollte er sie damals noch nicht heirathen!

Der dritte Paragraph zeigt uns unsern Jakob, unsern armen Jünger des Fatalismus, an Händen und Füßen gefesselt, wie er in der Tiefe eines düstern Kerkers, auf Stroh gebettet, sich alles wiederholt, was er von den Grundsätzen der Philosophie seines Hauptmanns im Gedächtniß behalten hatte; und wie er sich nicht abgeneigt fühlt, zu glauben, es könne vielleicht ein Tag kommen, an welchem er diese feuchte, finstere stinkende Wohnung verlassen werde, wo schwarzes Brodt und Wasser seine Nahrung war und wo er Hände und Füße beständig

gegen die Angriffe der Mäuse und Ratzen vertheidigen mußte. Wir erfahren, daß er mitten in diesen Betrachtungen durch die Erbrechung der Thüren von seinem Kerker gestört ward, und sich nebst einem Dutzend Gaunern in Freiheit gesetzt und unter Mandrin's Bande angeworben sah. Die Marechaussee, die seinem Herrn auf dem Fuß nachsetzte, hatte ihn endlich eingeholt, ergriffen, und in ein andres Gefängniß eingekerkert; aber aus diesem Gefängnisse war er durch die Dienste des guten Kommissairs befreiet worden, der ihm schon bey seinem ersten Abentheuer so thätigen und nützlichen Beistand geleistet hatte. Der Herr begab sich auf Desgland's Schloß, und lebte daselbst schon drei Monathe im Stillen und Verborgenen, als ihm das Ungefähr unvermuthet einen Diener wieder

schenkte, der zu seiner Glückseligkeit eben so wesentlich unentbehrlich war, wie seine Uhr und seine Dose; denn er nahm nie eine Prise Taback, und that nie einen Blick auf die Uhr, ohne seufzend auszurufen: armer Jakob! was ist aus dir geworden! . . . In einer Nacht ward Desglands Schloß von der Mandrinschen Bande angegriffen. Jakob erkannte die Wohnung seines Wohlthäters und seiner Geliebten, legte ein Vorwort bey Mandrin ein, und brachte es dahin, daß das Schloß mit der Plünderung verschont blieb.

Nun folgt ein pathetisches Detail der unvermutheten Zusammenkunft Jakobs mit seinem Herrn, Desgland, Denisen und Hannen. — »Bist du es, lieber Jakob?« — Sind Sie's, lieber Herr? — »Wie bist du unter diese Leute gerathen?« — Wie treff'

ich Sie hier an? . . Bist du's, Denise? — »Sind Sie's, Mosje Jakob? Wie viele Thränen haben Sie mir nicht gekostet!» . . Und Desgland rief: Gläser her! Wein her! Geschwind, geschwind! Er hat uns allen das Leben gerettet. . . .

Einige Tage darauf starb der alte Hausvogt des Schlosses; Jakob bekam seine Stelle, und heirathete Denisen, mit der er nun beschäftigt ist, dem Zeno und Spinoza Jünger zu zeugen. Desgland liebt ihn, sein Herr liebt ihn, seine Frau liebt ihn; denn so stand es dort oben geschrieben.

Man hat mir weiß machen wollen, sein Herr und Desgland hätten sich in seine Frau verliebt. Ich weiß nicht, ob etwas daran ist; aber das weiß ich, daß Jakob sich gewiß jeden Abend sagt: »Steht es dort

oben geschrieben, daß du ein Hörnerträger werden sollst, so wirst du es werden, du magst es anfangen, wie du willst; steht es hingegen nicht dort oben geschrieben, daß du ein Hörnerträger werden sollst, so mögen sie es anfangen, wie sie wollen, du wirst doch keiner. . . . Also kannst du ruhig schlafen, Freund. . . .

Und er schläft.
